Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 39 Leipzig, den 22. September 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Widmung — Etliche Lutherworte zur Choleranot: 2 — Wichern und die zweite Periode der Innern Mission — Spener als Armenpfleger — Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend: Thesen; Einleitung; 1. das Bedürfnis — Erfahrungsbilder aus dem Jünglingsverein — Deutsche Seemannsmission: 1. Der Notstand — Bücher und Schriften: Cinquantenaire des Diaconesses; Die evangelische Volksschülerbibliothek — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Widmung

Auch der siebenundzwanzigste Kongreß für Innere Mission, auf die letzten Septembertage nach Dortmund berufen, hat der Choleragefahr zum Opfer gebracht werden müssen. Wir widmen gleichwohl die für ihn bestimmte Begrüßungsnummer der guten Sache. Unsern Begrüßungsartikel aber wollen wir uns aufheben, bis der Kongreß im nächsten Jahre, wills Gott mit um so schönerm Erfolge, zusammentritt. R

Etliche Lutherworte zur Choleranot

2

Wo nun das Sterben[1]) hinkommt, da sollen wir, so da bleiben, uns rüsten und trösten, sonderlich daß wir aneinander verbunden sind, wie droben erzählt ist, daß wir uns nicht lassen können, noch fliehen von einander. Erstlich damit, daß wirs gewiß sind, es sei Gottes Strafe uns zugeschickt, nicht allein die Sünde zu strafen, sondern auch unsern Glauben und Liebe zu versuchen. Den Glauben, auf daß wir sehen und erfahren, wie wir uns gegen Gott stellen wollen, die Liebe aber, auf daß man sehe, wie wir uns gegen den Nächsten stellen wollen....

So aber jemand das Grauen und Scheuen vor den Kranken anstößt, der soll einen Mut nehmen und sich also stärken und trösten, daß er nicht zweifle, es sei der Teufel, der solche Scheu, Furcht und Grauen erregt im Herzen. Denn so ein bitterböser Teufel ists, daß er nicht allein ohne Unterlaß zu töten und morden sucht, sondern seine Lust damit büßen will, daß er uns scheu,[2]) erschreckt und verzagt zum Tode macht, auf daß uns ja der Tod aufs allerbitterste werde oder ja das Leben keine Ruhe noch Frieden habe, und uns also mit Dreck[3]) zu diesem Leben hinausstoße, ob ers möchte zuwege bringen, daß wir an Gott verzweifeln, unwillig und unbereit zum Sterben würden und in solcher Furcht und Sorge, als im dunkeln Wetter, Christum, unser Licht und Leben, vergäßen und verlören und den Nächsten in Nöten ließen und uns also versündigten an Gott und Menschen: das wäre sein Herz und Lust.

Weil wir denn wissen, daß des Teufels Spiel ist solches Schrecken und Fürchten, so sollen wir wiederum uns desselbigen nur desto weniger annehmen, ihm zu Trotz und Verdrieß einen Mut fassen und sein Schrecken wieder auf ihn treiben und von uns weisen und mit solcher Rüstung uns wehren und sagen: Hebe dich, Teufel, mit deinem Schrecken, und weil dichs verdrießt, so will ich dir zu Trotz nur desto eher hinzu gehen zu meinem kranken Nächsten, ihm zu helfen, und will dich nicht ansehn, und will auf zwei Stücke gegen dich pochen.

Das erste ist, daß ich fürwahr weiß, daß dies Werk[4]) Gott und allen Engeln wohlgefällt, und wo ichs thue, daß ich in seinem Willen und rechten Gottesdienst und Gehorsam gehe; und sonderlich, weil es dir so übel gefällt und du dich so hart dawider setzt, so muß es freilich insonderheit Gott gefallen. Wie willig und fröhlich wollte ichs thun, wenns nur einem Engel wohlgefiele, der mir zusähe und sich meiner darüber freute; nun es aber meinem Herrn Jesu Christo und dem ganzen himmlischen Heere wohlgefällt und ist Gottes, meines Vaters, Willen und Gebot, was sollte mich dein Schrecken denn bewegen, daß ich solche Freude im Himmel und Lust meines Herrn sollte hindern und dir mit deinen Teufeln in der Hölle ein Gelächter und Gespött über mich anrichten und hofiren?[1]) Nicht also, du sollsts nicht enden. Hat Christus sein Blut für mich vergossen und sich um meinetwillen in den Tod gegeben, warum sollt ich nicht auch um seinetwillen mich in eine kleine Gefahr geben und eine ohnmächtige Pestilenz nicht ansehen dürfen? Kannst du schrecken, so kann mein Christus stärken; kannst du töten, so kann Christus Leben geben; hast du Gift im Maul, Christus hat noch viel mehr Arznei. Sollte mein lieber Christus mit seinem Gebot, mit seiner Wohlthat und allem Trost nicht mehr gelten in meinem Geist, denn du leidiger Teufel mit deinem falschen Schrecken in meinem schwachen Fleisch? Das wolle Gott nimmermehr. Hebe dich, Teufel, hinter mich; hier ist Christus, und ich, sein Diener in diesem Werke; der solls walten! Amen....

Wer auf diese tröstliche Verheißung solches thut, ... derselbige hat hier wiederum einen großen Trost, daß sein soll wieder gewartet werden; Gott will selbst sein Wärter sein, dazu auch sein Arzt sein. O welch ein Wärter ist das! O welch ein Arzt ist das! Lieber, was sind alle Aerzte, Apotheken und Wärter gegen Gott? Sollte einem das nicht einen Mut machen, zu den Kranken zu gehen und ihnen [zu] dienen, wenn gleich so viel Drüsen[2]) und Pestilenz an ihnen wären als Haare am ganzen Leibe, und ob er gleich müßte hundert Pestilenzen an seinem Halse heraustragen?

Was sind alle Pestilenz und Teufel gegen Gott, der sich hier zum Wärter und Arzt verbindet und verpflichtet? Pfui dich und aber[3]) pfui dich, du leidiger Unglaube, daß du solchen reichen Trost solltest verachten, und läßt dich eine kleine Drüse und ungewisse Gefahr mehr schrecken, denn solche göttliche, gewisse, treue Verheißung stärken. Was hilfts, wenn alle Aerzte da wären und alle Welt deiner müßte warten[4]), Gott aber wäre nicht da? Und wiederum, was schadets, wenn alle Welt von dir liefe und kein Arzt bei dir bliebe, so Gott aber bei dir bliebe mit solcher Verheißung? Meinst du nicht, daß du alsdann mit viel tausend Engeln umgeben bist, die auf dich sehn, daß du die Pestilenz mit Füßen treten magst? Wie im 91. Psalm (V. 11 ff.) steht: Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich bewahren auf allen deinen Wegen; auf den Händen werden sie dich tragen, daß du deinen Fuß nicht

[1]) Die Pest. — [2]) Nämlich scheu zum Tode macht. — [3]) Mit der Waffe der Todesfurcht, die nur Dreck ist (vgl. Phil. 3, 8). — [4]) Die Pflege des Pestkranken.

[1]) Dir unterthänigst zu Gefallen sein. — [2]) Pestbeulen. — [3]) Abermals. — [4]) Pflegen. — Die Anmerkungen sind der Braunschweiger Ausgabe entnommen: Luthers Werke für das christliche Haus. Band 6, S. 83 ff.

an einen Stein stoßest; auf den Leuen und Ottern wirst du gehen und treten auf den jüngern Leuen und Drachen.

Darum, liebe Freunde, laßt uns nicht so verzagt sein und die Unsern, so wir verpflichtet sind, nicht so verlassen und vor des Teufels Schrecken so schändlich fliehen, davon er über uns eine Freude und Spott, und Gott ohne Zweifel samt allen Engeln einen Unwillen und Unlust hat.

Wichern und die zweite Periode der Innern Mission

1

Als wir im Jahre 1888 den Kongreß für Innere Mission in Kassel besuchten, und als in allen Verhandlungen immer wieder Wicherns Ideen ausgesprochen und Wichernsche Sätze zitirt wurden, sagte einer von denen, die dem Vater der Innern Mission menschlich am nächsten gestanden hatten: „Wahrhaftig, Wichern war Prophet!" und traf damit das, was wir selbst fühlten. Ja, Wichern ist Prophet; denn er hat nicht bloß für seine Generation geredet und gedacht. Wir wissen nicht, ob er Jahrhunderte überragen wird; aber jetzt, wo die letzten seiner Altersgenossen schlafen gehn, ist Wichern noch wie ein unsichtbarer Lebendiger. Alle die, die uns jetzt in der praktischen Arbeit der evangelischen Kirche vorwärts führen, zehren von ihm. Stöcker, Bodelschwingh, Sulze kann man nicht anders darstellen, als am Fuß des Standbildes, von dem Wicherns großer, klarer Kopf herabblickt. Es kann sein, daß jeder von diesen dreien in gewissem Sinne Größeres vollbringt als Wichern; aber wer den Mantel des Elisa schaut, gedenkt des Elia. Daß Wichern auf die heute im Vordergrunde stehende Generation von größtem Einfluß ist, steht also fest. Wird er auch noch etwas haben und bieten für die nächstfolgenden Geschlechter?

Die Hauptquelle des Wichernschen Geistes ist seine Denkschrift vom Jahre 1849. Mit ihr allein wollen wir uns jetzt befassen, wenn wir fragen, welche Zukunftsaufgaben Wichern für uns stellt. Wir zitiren sie nach der ersten Auflage. Dieses Buch ist oft und fleißig von den Arbeitern der Innern Mission gelesen worden. Wer von ihnen hätte in den letzten vierzig Jahren nicht gern gestanden, daß er dann, wenn der Bach der eignen Gedanken spärlich fließen wollte, sich mit Vorliebe an diesem jugendfrischen Quell niederließ! Aber nicht alle haben aus diesem Buche dasselbe herausgelesen. Zuerst war es, sozusagen, ein Handbuch für das, was man sofort thun sollte; man fand in ihm lebenswarme und weisheitsvolle Anweisung zu Rettungshäusern, Mägdeanstalten, Stadtmissionen, Sonntagsblättern und dergleichen. Allmählich rückten aber gerade die Partien, die sich mit einzelnen Unternehmungen, Anstalten und Vereinen befaßten, immer mehr in ein historisches Licht. Das, was Wichern in dieser Hinsicht forderte, sah man in Nord und Süd des Vaterlandes verwirklicht vor Augen; und auch das, was von Wichernschen Einzelvorschlägen bis heute unausgeführt geblieben ist: z. B. die Förderung der Straßenpredigt und der Plan, die Gefängnisse mit seelsorgerlichem Pflegerpersonal auszustatten, berührt uns heute nicht mehr mit der unmittelbaren Kraft ersten Eindrucks. Wir wissen alle, wie man über derartige Dinge viel nachgedacht, viel Schwierigkeiten gefunden und teilweis andre Bahnen versucht hat. Die Einzelvorschläge sind es also nicht mehr, in denen Wicherns prophetische Bedeutung für uns liegt, sondern es ist die Atmosphäre prinzipieller Gedanken, in der diese Wichernschen Einzelgebilde atmen. Die halbverborgnen, oft nur angedeuteten Linien des Hintergrundes werden beim Lesen der Denkschrift der Gegenstand unsers Studiums.

2

Von den prinzipiellen Gedanken Wicherns aus suchen wir Klarheit für die jetzigen Lebensfragen der Innern Mission. Es giebt in der heutigen Innern Mission etwas, was man eine schleichende Krisis nennen könnte. Vielleicht fühlen noch nicht alle Beteiligten diesen Zustand. Er macht sich aber mit jedem weitern Jahre fühlbarer. Es zeigt sich ein gewisses Ermatten schöpferischen Geistes auf diesem Gebiete. Ein Beleg dafür sind die verschiednen tüchtig redigirten Monatsblätter,

wie sie in Hamburg, Gütersloh, Karlsruhe und anderwärts erscheinen. Die Spannung, mit der früher etwa die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" erwartet wurden, ist nicht mehr so lebhaft vorhanden. Wir sagen das nicht in dem Sinn, als könnte es durch irgend einen Kopf oder irgend eine Feder anders werden; im Gegenteil sehen wir diesen Zustand als ganz natürliche Folge der heutigen Gesamtlage der Innern Mission an. Was bringen uns denn unsre Blätter! Sie bringen viel Historisches, Einzeluntersuchungen, Einzelfragen, sie suchen die Fülle des Stoffes zu registriren und zu klassifiziren; aber vom Wehen eines starken fortreißenden Sturmwindes ist wenig mehr zu spüren. Ein besonderes Kennzeichen der gegenwärtigen Lage ist das Bedürfnis, die Innere Mission möglichst genau nach allen Seiten abzugrenzen und einzuzäunen. Fast ebensoviel als über das, was die Innere Mission kann und soll, redet man über das, was sie nicht kann und nicht darf. Mit andern Worten: die Arbeit an den Wichernschen Einzelvorschlägen ist bis zu einer gewissen Reife gediehen. Es ist in Bezug auf sie noch sehr viel zu thun, auch im Einzelfall noch sehr viel zu überlegen. Aber im großen und ganzen operirt man auf bekanntem Terrain in einer durch Gewohnheit üblich gewordnen Weise.

Ein weiteres Merkmal der gegenwärtigen Lage der Innern Mission ist es, daß sie dem unbewußten Triebe der kleinen christlichen Gemeinschaften nicht mehr überall Genüge leistet. Diese Kreise, die etwas besonders Christliches thun und treiben möchten, sehen sie als zu breit geworden an. Sie erblicken in ihr das Werk des vergangnen Zeitalters der christlichen Brüder und wenden sich mit dem Wort „Evangelisation" neuen und vielfach noch unklaren Idealen zu. Auch dies sprechen wir nicht als Vorwurf für die Innere Mission aus, sondern nur um festzustellen, daß sie für manche Augen die Holdseligkeit der ersten Jugend eingebüßt hat.

Während ferner in den vergangnen Jahrzehnten die Innere Mission im großen und ganzen ihre Arbeitsgebiete nur sich vermehren, nicht aber sich vermindern sah, tritt jetzt eine Bewegung ein, die ihr nicht bloß einzelne Anstalten oder örtliche Vereine, sondern die ihr grundsätzlich einen ganzen Teil ihrer bisherigen Aufgaben entziehen will. Die Bestrebungen auf Herstellung lebendiger Kirchengemeinden sind in der That eine teilweise Ablösung der bisherigen Innern Mission; diese Ablösung wird sich zwar langsam und vielleicht nur unvollständig vollziehen; sie wird aber doch den Gesamtcharakter der Innern Mission merkbar verändern. Die erste Ernte ist nahe der Reife, und die Kirche beginnt ihre Hand nach den für sie gepflegten Früchten auszustrecken. Daß dieses vollständig im Sinne Wicherns ist, beweisen die ausführlichen Darlegungen über Innere Mission und Gemeinde im Schluß der Denkschrift. Hier sei nur eine grundsätzliche Stelle aus der Einleitung (S. 17) zitirt:

> Eine neue Zukunft werden alle diese freien christlichen Gliederungen haben, wenn sie erst allgemein und überall aufrichtig als zum Bau der Kirche dienende Kräfte werden anerkannt und gefördert sein. Aus dieser beiderseitigen Einigung des festen amtlichen und des flüssigern innern Missionselements wird umso balder die Ordnung ins Leben treten, nach der jenes wachsen soll und dieses abnehmen will, wird umso klarer die selbstsuchtslose Tendenz der wahren Innern Mission sich ergeben, die um soviel mehr als die andern dient und Frucht bringt, an ihrer Selbstauflösung arbeitet und arbeiten will, damit die Kirche und in ihr die einzelne Gemeinde umso gewisser der Zukunft entgegen gehe, wo sie reich genug geworden sein wird, der Not in ihren festen Aemtern zu wehren, wo sie aus dem neu ihr zuströmenden Geist einen neuen Reichtum von Aemtern entfaltet haben wird, den die Innere Mission ihr jetzt vorbildlich entgegenträgt. Diese Zukunft wird zwar noch ferne sein, aber wir sollen keinen Augenblick verweilen, uns aufzumachen, dieselbe zu erreichen.

Es hat also Wichern in dieser Hinsicht gehandelt wie der kluge Gründer eines Vereins, der bereits in den ersten Statutenentwurf die Bedingungen aufnimmt, unter denen sich die neue Schöpfung dereinst später in korrekter Weise auflösen soll.

Nicht so deutlich wie die Uebermittlung eines Teils der Innern Mission an die Kirche hat Wichern die Wahrscheinlichkeit vorausgesehen, daß von der Innern Mission aus ein Zufluß in die Gewässer des Staates hinüberfließen würde. Er konnte nicht voraussehen, welche schnellen Wandlungen der Staatsbegriff binnen vierzig Jahren durchmachen würde. Für

seine Zeit verwahrt er sich in einer Anmerkung (S. 212) gegen „die Unterbringung der freien Liebesthätigkeit und ihrer Anstalten unter den Staat und sein Gesetz“. Was er aber prinzipiell in dieser Richtung erwartet, sagen die folgenden Worte (S. 117):

Ohne die Gebiete der Innern Mission und des Staates zu vermischen, woraus beiden Gefahr bereitet werden würde, wird je länger je mehr die Hoffnung und der Wunsch als berechtigt erscheinen, beide in einer sich gegenseitig fördernden Weise verbunden zu sehen — das würde eine der glücklichsten Kombinationen für unser christliches Gesellschaftsleben werden! aber eine Kombination, die in voller Weise erst dann zustande kommen wird, nachdem beide, Staat und Innere Mission, auf diesem Gebiete einander erst länger werden aufgesucht und durch Zusammenarbeiten die Verknüpfungspunkte in sicherer Weise werden gefunden haben.

Es scheint, daß wir dieser „glücklichen Kombination“ jetzt schon um vieles näher gerückt sind. Die vom Zentralausschuß für Innere Mission ausgegangne Umfrage in Betreff der deutschen evangelischen Rettungshäuser ist an sich schon ein Zeichen, daß man die Krisis, von der wir oben sprachen, gerade bei dem ältesten Lieblingskinde der Innern Mission ziemlich kräftig empfindet, und so viel wir erfahren haben, ist auch das Ergebnis dieser Umfrage derartig, daß man das Hinübergleiten dieser Anstalten in die Obervormundschaft der Behörden zwischen den Zeilen lesen kann. Auf weitere Hindeutungen in dieser Richtung können wir umso mehr verzichten, als wir an den von uns vor vier Jahren in der Christlichen Welt ausgeführten Gedanken (Die Zukunft der Innern Mission, Jahrgang 1888) zwar nicht in jedem einzelnen Punkte, aber in der Grundanschauung durchaus festzuhalten durch mancherlei Erfahrungen veranlaßt sind.

Sonach ergiebt sich, daß die heutigen Schwierigkeiten in der Innern Mission normale und von Wichern vorhergesehne Erscheinungen sind. Die Frage aber erhebt sich mit großer Eindringlichkeit, ob wir am Beginn des Niedergehens der Innern Mission als geschichtlicher Erscheinung überhaupt stehen, oder ob die jetzige Krisis nur den Uebergang von einer Periode zur andern Periode innerhalb der Gesamtbewegung bedeutet. Gerade auf diese Frage suchen wir Antwort bei Wichern.

3

So sehr Wicherns einzelne Vorschläge zur Ausführung gelangt sind, so fern stehen wir noch von der Erfüllung der großen Hoffnungen, die Wichern an sein Lebenswerk geknüpft hat. Er gründete „ein großes evangelisches Bündnis zur Rettung des Volkes.“ Er empfand „die Geburtswehen eines neuen bessern Zeitalters im Reiche Gottes“; er sah durch die Innere Mission „Staat und Kirche zu neuem Leben erwachen“; er hoffte, daß „ein neues Heilsmoment in der Kirche geboren“ würde; er stellte als Ziel, daß „jeder Gottes Wort für sich höre“; er dachte an eine größere Annäherung der Konfessionen, auch der evangelischen und katholischen, durch die Innere Mission. Nun ist es ja wohl nichts Ungewöhnliches, daß die Herolde einer neuen Entwicklung die Zukunft in den lichtesten Farben malen; aber Wichern war nicht ein gutmütiger Schwärmer, der sich über die Tragweite seiner Anregungen in allzu kindlicher Weise getäuscht hätte. In seinen Hoffnungen liegen Zukunftsaufgaben für uns. Er nennt selbst die Innere Mission eine „Arbeit für Jahrhunderte“ und weiß, daß alle jene Einzelheiten, zu denen er die Christen aufruft, nur den Inhalt des ersten Aktes eines großen Dramas ausmachen. Besonders jene Stellen, in denen Wichern 1849 das Wort und den Gedanken „christlich-sozial“ in den kirchlichen Gedankenschatz einführt, enthalten ein Testament für die Generationen nach seinem Tode. Es ist nicht möglich, hier alles das abzudrucken, was er bereits damals von christlich-sozialen Arbeiten sagt. Auch ist manches einzelne Wort in den betreffenden Partien längst durch die wirtschaftliche und politische Entwicklung überholt worden. Wir glauben nicht mehr, so wie er, mit „innerer Kolonisation“ und „Genossenschaften“ etwa im Sinne Hubers die sozialen Schwierigkeiten im Kern ergriffen zu haben. Wir alle haben direkt oder indirekt von Rodbertus und Marx viel zu viel gelernt, um an die durchschlagende Kraft dieser Mittel zu glauben. Es geht Wichern nicht anders, als es den Propheten des Alten Testaments gegangen ist, die sich die Zukunft nur in den Farben

ihrer eignen Zeitgeschichte ausmalen konnten. So wenig aber die alttestamentliche Prophetie deshalb keine Prophetie gewesen wäre, weil sie den Messias im Kleide des israelitischen Königs erblickte, ebenso wenig ist Wicherns christlich-soziale Weissagung wertlos, weil sie sich in die Formen der wohlwollenden Nationalökonomie der vierziger Jahre kleidet.

Das jedenfalls steht fest, daß Wichern die christlich-soziale Arbeit unter die Innere Mission selbst gerechnet hat. Für ihn gab es jene Schwierigkeiten nicht, die man sich heute vielleicht etwas unnötigerweise macht, indem man Innere Mission und christlich-soziale Thätigkeit durch Feststellung begrifflicher Formeln und Definitionen genau von einander scheiden möchte. Die Wirklichkeit kümmert sich ja auch in vielen Fällen gar nicht um diese Scheidungen. Es genügt, in dieser Hinsicht die zwei Namen Bodelschwingh und Stöcker zu nennen. Auch die letztverflossenen Kongresse für Innere Mission waren genötigt, bisweilen hart an die Grenze dessen heranzugehen, was durch die engere Tradition der eigentlichen Innern Mission gestattet ist. Wir könnten also die ganze Frage, ob das Christlich-soziale auch Innere Mission heißen soll oder nicht, als bloße Schulstubenangelegenheit von uns weisen, wenn wir nicht fürchteten, daß durch falsche Verengung des Wichernschen Begriffes ein Teil der christlichen Volksgemeinde abgehalten wird, in Wicherns weitem und großem Sinne zu arbeiten. Aus dieser Erwägung heraus schreiben wir auch über die Fortsetzung der Arbeit: die zweite Periode der Innern Mission.

Und indem wir von einer zweiten Periode der Innern Mission reden, so brauchen wir einen Ausdruck, der sich fast genau ebenso schon 1849 bei Wichern findet. Es giebt in seiner Denkschrift eine wohl oft übersehene, doch grundsätzlich sehr wichtige Stelle (S. 137 f.):

Aber alle Verbrüderungen und Verschwisterungen dieser Art sind bis jetzt nur Verbindungen für Hilfsbedürftige; die Personen der untern Klassen, die der Hilfe bedürfen, stehen jenen Verbindungen, die ihnen Dienste und Hilfe bringen, doch immerhin vereinzelt gegenüber. Ein neuer Schritt, der noch gethan werden und verfolgt werden muß, ist: Christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale [Familie, Besitz und Arbeit betreffende] Zwecke. Begiebt sich die Innere Mission erst ernsthaft an die Verwirklichung dieser Aufgabe, so ist der Grenzstein aufgerichtet zwischen der bisherigen und einer zukünftigen Epoche der christlich-rettenden Liebesarbeit, und sie tritt mit gleichen Waffen und gleicher Rüstung wie ihre Gegner auf den Kampf- und Tummelplatz der Bewegungen, welche jetzt die Welt erschüttern. Wir sprechen hier von einer mutigen und schweren That, die ins Leben gerufen werden soll, aber wir sprechen das Wort in Gottes Namen.

4

Wichern sieht die Innere Mission durch Gottes Gnade aus seinen Händen hervorquellen; aber so, wie sie sich zunächst in der Luft des Volkes krystallisirt, entspricht sie noch nicht vollständig dem Idealbild, das seiner Seele aufgegangen ist. Ueberall beginnt sie in patriarchalischem Sinne, das soll heißen: überall sind es die Wohlgesinnten und Gläubigen unter den bevorzugten Ständen, die sich huldvoll und gütig niederneigen zu der Not der ärmern Volksschicht. Wichern selbst redet zwar davon, wie auch die Armen, wenn sie im Glauben reich sind, an den Reichen dieser Erde Innere Mission üben sollen; jedoch der Geschichtsschreiber der Innern Mission wird sehr suchen müssen, wenn er eine größere Zahl von Belegen für diese Art des Wirkens finden wollte. Was wir vor Augen sehen, ist doch immer wieder dieses: ein Komitee von angesehnen Leuten thut sich zusammen, um in aller Liebe von oben nach unten zu wirken. Man nimmt bei diesem Wirken die Scherflein der Witwe gern an und drückt dem gläubigen Bruder aus dem Volke gern die Hand, aber die Leitung der Sache bleibt in den Händen der besitzenden Klassen. In den ersten Zeiten der Innern Mission mag es noch öfter vorgekommen sein als jetzt, daß auch einfache Schuhmacher, Schneider und Leineweber in den Sitzungen und Versammlungen ein entscheidendes Wort geredet haben. Vergegenwärtigen wir uns die Kongresse für Innere Mission, so leiden sie in jetziger Zeit an dem fast völligen Mangel einer Beteiligung aus dem Handwerker- und Arbeiterstande. Selbst bei Verhandlungsgegenständen, die unmittelbar in das Leben dieser Kreise eingreifen, bei Besprechung der Fürsorge für die heranwachsende männliche und weibliche

Jugend, bei Verhandlungen über die Gewinnung von Diakonen und Diakonissen hört man nur Pfarrer, Regierungsräte, Fabrikanten, Gutsbesitzer und ähnliche Leute reden. Alles dieses ist ungeheuer begreiflich; es ist sehr menschlich; es entspricht den Verzeichnissen unsrer Jahreseinnahmen: aber es entspricht nicht jenem großen Ideal vom allgemeinen Priestertum, das Wichern in sich trug. Deshalb sehnte sich Wichern schon vor vierzig Jahren nach einer künftigen Epoche der Innern Mission.

So lange die christliche Wahrheit nur als eine Art Almosen dem Volke von oben herab dargeboten wird, so lange kann sie noch nicht ihre ganze Siegeskraft entwickeln; der Handwerker und Arbeiter muß das Glaubens- und Liebeswerk selbst in seine Hand nehmen, wenn es für Seinesgleichen wirksam sein soll. In einer Zeit, wo die Propaganda des Unglaubens von den Schreibtischen der Philosophen hinweg auf die Bänke der Fabriken, Wartesäle und Restaurationen gewandert ist, muß auch die Gegenwirkung an den Stellen einsetzen, wo der Kampf sich abspielt. Wir müssen, wie Wichern sagt, „mit gleichen Waffen und gleicher Rüstung" streiten.

Es muß eine Art von „Assoziationen" entstehen, in der die hilfsbedürftige Klasse selber das Wort führt. In diesen Assoziationen wird der Geist der Innern Mission von selbst eine etwas andre Färbung erhalten als in den Assoziationen von heute. Das Evangelium der Armen, das Evangelium der ersten drei Evangelisten, das Evangelium von Brüderlichkeit und Hilfe, die Freudenbotschaft der Mühseligen und Beladnen wird hier einen erwärmenden Glanz bekommen, wie es ihn seit den Tagen der ältesten Christenheit nicht wieder gehabt hat.

Inwieweit die wirtschaftliche Form der Assoziation dabei in Frage kommt, ist eine Nebensache gegenüber dieser Hauptsache. Die wirtschaftliche Assoziation ist ja keineswegs ein Heilmittel für alle Schäden. Daß aber auch sie noch ihre große Bedeutung haben kann, weiß jeder, der die Geschichte der Sozialdemokratie und die bisherige Geschichte unsrer christlichen Arbeitervereine kennt.

Alles das, was wir an Wicherns Hand von der künftigen Epoche der Innern Mission gesprochen haben, soll nicht künstlich gemacht werden. Es wird von selbst kommen, wenn wir nur dringende Liebe und offnes Auge behalten. Die Knospen des neuen Frühlings stehen schon an den Zweigen. Die neusten Baugenossenschaften sind nicht mehr bloße Genossenschaften für Hilfsbedürftige. Die große freudige Bewegung der evangelischen Arbeitervereine ist ein Vorbote weiterer Erfüllung der Weissagung, die uns Wichern hinterlassen hat. Der Evangelisch-soziale Kongreß wird dem Geiste die Wege ebnen helfen. Ob er sich selbst als Fortsetzung Wichernscher Gedankenreihen ansieht oder nicht, darauf kommt es weniger an; thatsächlich wird auch er in derselben größern Entwicklungsgruppe mitstehen. Wenn auch der für dies Jahr angekündigte Kongreß für Innere Mission nicht abgehalten werden kann, wir freuen uns, daß auf seinem Programme das Thema stand: „Die sittliche Bedeutung der Arbeit," und hoffen, daß in Dortmund, wenn wir, so Gott will, im nächsten Jahre da zusammenkommen, ein weiterer Schritt geschieht zur Ausführung des Testaments, das der Vater der Innern Mission seinen Söhnen und Enkeln hinterlassen hat.

F N

Spener als Armenpfleger

Als am Anfang der achtziger Jahre Pastor von Bodelschwingh seine Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf gründete und dem Grundsatz Geltung verschaffte: „Keine Bettelpfennige, sondern Arbeitsgelegenheit! Es kostet weniger einen Menschen zu retten, als ihn untergehen zu lassen," da schien es, wie wenn ein völlig neuer Gedanke zur Lösung der Armenfrage in die Welt eingetreten sei, wenigstens schien seine Verwirklichung neu. Und doch war schon zweihundert Jahre vorher in jener ersten Periode der christlichen Liebesthätigkeit unsrer evangelischen Kirche derselbe Gedanke mit fast denselben Worten entwickelt und in ganz ähnlicher Weise verwirklicht worden. Der Vater des Pietismus, der ehrwürdige Senior der lutherischen Geistlichkeit von Frankfurt a. M., giebt in einem 1697 zu Frankfurt a. d. O. erschienenen Büchlein „Von christlicher Verpflegung der Armen" hiervon anschaulichen Bericht. Das Büchlein enthält eine Predigt, die Spener am dreizehnten Sonntage nach Trinitatis 1695 zu St. Nikolai in Berlin über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gehalten hat, nebst einem Anhang von August Hermann Francke über dessen Armenpflege in Glaucha bei Halle.

Uns interessirt vor allem die Einleitung zu jener Predigt. Darin erzählt Spener, wie er schon im Jahre 1679 zu Frankfurt a. M. in ganz ähnlicher Weise seine Gemeinde in einer Predigt ermahnt habe, den auf seine Anregung und unter seiner Mitwirkung entstandnen Anstalten zur christlichen Armenpflege thätige Teilnahme zu schenken.

Es hatte nämlich — so lassen wir ihn selbst reden — in solcher werten Stadt von einiger Zeit her das Betteln auch dermaßen überhand genommen, daß der Bettler mehrere Hundert waren, wovon die Einwohner große Beschwerden fühlten, und sowohl in Häusern als auf den Straßen stets angelaufen wurden. Wenn denn nun nicht allein die ganze Stadt über solche Last klagte, sondern auch wir Prediger mit Betrübnis betrachteten, wie viel Sünden durch dieses Betteln veranlaßt würden, weil so viele mit Sünden das Gebettelte empfingen und liederlich verthäten, andre mit sündlichem Unwillen es geben, sonderlich aber so viele Jugend in den Grund verdürbe, und, obwohl die meisten Bettler mit solchem Stand wohl zufrieden wären, hingegen die der Wohlthat würdigsten Armen nach einer andern Art ihr Brot zu genießen herzlichst seufzeten; achteten wir auch unsres Amtes zu sein, uns der Sache in gewissem Maße anzunehmen, daher wir nicht nur bei Gelegenheit davon redeten, sondern auch sowohl in Predigten als absonderlichen eingegebnen Schriften den Magistrat anlangten, daß durch dessen Autorität andre Anstalt gemacht, und dieser Unordnung abgeholfen werden möchte. Es wollte aber unterschiedliche Jahr solches nicht angenommen werden, sondern die Vornehmsten des Rats hielten mir mehrmals die Unmöglichkeit vor, alldieweil zu einer solchen Anstalt, davon wir redeten, ein Kapital von wenigstens 100 bis 200 000 Thaler erfordert würde, ohne dessen Versicherung sich nichts versuchen ließe, oder man würde bald mit Schimpf wieder nachlassen, oder das Publikum selbst sich über Vermögen, wenn die Bürger der Kollekte müde wären, angreifen müssen. Dieser Sorge aber hielt ich stets entgegen, daß die so vielen Bettler gleichwohl alle von den Einwohnern erhalten würden; wenn denn mehrere Hundert und unter denselben so viele der Almosen nicht Bedürftige in solcher Unordnung ohne Arbeit und bei bloßem Müssiggang aus den Almosen nicht allein lebten, sondern manche davon Ueberfluß trieben, so könnte es nicht fehlen, daß von demjenigen, was jetzt die Einwohner mit solcher Beschwerde ihnen gleichwohl geben, die unter solchem Haufen wahrhaftig Bedürftigen, denen man noch dazu Arbeit an die Hand gebe, nicht allein ebensowohl leben, sondern auch mit einem wenigern ganz vergnüglich gehalten werden könnten. Welcher mein Schluß mit Grund niemals widerlegt werden konnte, sondern es blieb allein bei einem bloßen Widerspruch der Unmöglichkeit: Bis endlich bei der Bürgerschaft das Verlangen der Sache mehr und mehr wuchs, also daß sie selbst beim Rat darauf trieben, in diesem auch eine starke Anzahl dem Werk gewogen wurde; daher die Sache endlich durchdrang, und wider unterschiedlicher der Angesehendsten Willen gleichwohl die Anstalt zu machen resolviret wurde.

Man sieht, es ist derselbe Gedankengang, den Bodelschwingh in unzähligen Variationen zur Empfehlung seiner Kolonien und Pflegestationen entwickelt hat. „Ernähren müßt ihr die Bettler unter allen Umständen. Es fragt sich nur, wollt ihr mit Unwillen und Verdruß verschämten und unverschämten Armen eure Almosen darreichen und damit die Bettelplage groß ziehn, oder wollt ihr durch Arbeit eine Scheidung zwischen wahrhaft Bedürftigen und zwischen Arbeitsscheuen vollziehen, wobei ihr die Letztern abweist mit völlig gutem Gewissen, die Erstern aber so verpflegt, daß ihnen die Rückkehr in geordnete Verhältnisse ermöglicht wird." Und so fern Spener auch modern soziale Gesichtspunkte lagen, so treffen seine Gedanken doch zusammen mit den Forderungen unsrer Tage vom Recht auf Arbeit. Spener scheut sich nicht, ganze Abschnitte seiner Homilie der Besprechung dieser praktischen Fragen des Armenwesens zu widmen. Wie herzlich erweist sich sein Mitleid mit den unschuldigen frommen Armen, die durch die bisherige Bettelfreiheit in ebenso große geistliche wie leibliche Beschwerde gebracht seien.

Gedenke jeglicher, wie beschwerlich es solchen lieben Leuten gefallen, da etwa einige, die wohl etwas zu arbeiten vermocht, aber keine Gelegenheit zu arbeiten gefunden haben, die nämlich ausreichend gewesen wäre, wenn sie ... ihr Brot vor den Häusern in höchster Beschwerde haben erbetteln müssen; daneben sie oft von Leuten, teils die insgesamt unbarmherzig sind, teils von mutwilligen Bettlern betrogen, ihren Unwillen auch gegen sich bezeugen und sich ihr Almosen durch harte Worte versalzen lassen müssen.

Aber auch mit den „mutwilligen Bettlern" fühlt er inniges

Mitleid, „weil diese armen Leute in ihrer Verstockung selbst Wohlgefallen haben“ an einem Sündenleben, „da sie nichts thun als einige Stunden des Tages herumzugehen und mit erbärmlichem Anstellen oder mit Ungestüm Almosen einsammeln, die übrige Zeit faulenzen, öfters in Wirtshäusern und Krügen sich niedlicher und besser traktiren lassen als Leute, die ihre eigne ordentliche Haushaltung haben.“ Aus dem Alten und Neuen Testament entwickelt nun der Prediger die sittliche Pflicht der Arbeit, bezeichnet den Bettel als „stets fortwährenden Diebstahl, dazu wir ihnen alle mit unsern Almosen haben helfen müssen, weil wir sie nicht unterscheiden konnten, welche mutwillig oder aus Not gezwungne Bettler sind.“

Eben in diesem Mangel einer richtigen Unterscheidung sieht Spener die Hauptursache der Not für die Armen wie für die Wohlthäter. Ist es schon eine unerträgliche Last, „täglich und stündlich von allerlei Leuten auf der Straße und vor den Häusern angelaufen zu werden, so ists noch viel schlimmer, wenn man stets mit zweifelndem Herzen giebt“ — das sind keine Gott angenehmen Opfer, sie bleiben auch ohne Frucht. „Ich bin gewiß,“ ruft der Prediger aus, „unser Gewissen wird uns meistens überzeugen, daß wir oft in dem vermeinten Gutesthun mehr gesündigt haben und also wahrhaftig solcher Unordnung wegen übel dran gewesen sind!“

Und nun empfiehlt er mit beweglichen Worten die seitens der christlichen Obrigkeit getroffne Anstalt, wonach jeder Fall eingehend geprüft, die Arbeitsfähigen „mit Arbeit versehen und das hinzugethan werden soll, was ihre Arbeit nicht austrägt.“ Arbeitsunfähige sollen verpflegt, Kinder zur Arbeit und Gottesfurcht erzogen werden, während die „mutwilligen Bettler“ entweder von selbst die Stadt verlassen oder zur Arbeit angehalten werden sollen. — Das alles soll aber keineswegs zur „Abschaffung“ der Armut dienen, sondern „man sucht sie dazu zu bringen, daß ihnen besser werde, und daß jeglicher, was er aus treuer Liebe nach seinem Gewissen giebt, solches mit gutem Herzen als ein Gott wohlgefälliges Opfer geben könne.“

Fragen wir nun, welchen Erfolg diese so wohl gemeinte Einrichtung hatte, so giebt uns der Vorbericht noch einige interessante Angaben.

Da denn der Allerhöchste den Segen dazu gab, daß, obwohl zu einem solchen großen Vorhaben nicht mehr als ein Vorteil eines Gebäudes (das Englische Haus genannt) und einige Summe, die zu dessen Bequemmachung nicht wohl zulangte, vorhanden war, dennoch die bloßen wöchentlichen Kollekten, so von Haus zu Haus geschahen, zur Anrichtung und Unterhaltung der Anstalten, daß nämlich die fremden Hilfesuchenden nach Befinden mit Wegsteuer versehen, die aber in der Stadt befindlich waren, entweder in das Haus aufgenommen oder auf andre Weise versorgt wurden, genugsam zureichten. Allgemach aber, weil die Leute in dem Haus alle zur Arbeit angehalten wurden, das auch ein Erkleckliches austrägt, ist die Anstalt nicht nur dermaßen befestiget, sondern auch des Hauses Mittel durch göttliche Gnade dermaßen vermehrt worden, daß, obschon der Krieg 1688 solche Gegend ergriffen, da man hätte denken sollen, die Menge der Armen würde, was noch nicht so gar lang gestanden, bald zu Boden drücken, die Anstalten dennoch auch dadurch nicht unterbrochen worden sind, sondern göttlicher Segen hat sich so kräftig erwiesen, daß eine fast unglaubliche Menge Menschen davon Gutes empfangen. Wie nun jährlich die Bürgerschaft zu Fortsetzung ihrer Mildigkeit zu animiren ein Blättlein gedruckt wird, worinnen, wieviele der Wohlthat das vergangne Jahr genossen, erzählt wird, will ich nur hierher setzen, was den 1. Januar dieses Jahres ist publizirt worden, daß nämlich in dem abgelegten 1696. Jahr in dem Armen- und Waisen- und Arbeitshaus selbst 212 Personen mit Kost, Kleidung, Information und aller behörigen Notdurft verpflegt, 642 Personen in 262 Familien außer Hauses wöchentlich mit einer bestimmten Anzahl Geldes und Brots versorget, 22 Knaben und Mädchen aus dem Haus zu Herrschaften und Handwerkern verdungen und mit Kleidung unterhalten, 217 Knaben und Mädchen außer Hauses mit Schul-Geld und Büchern versehen, 7006 ordinarii Passanten nach Befinden mit Wegsteuer und Brot abgefertigt, 15333 (in vorigen Jahren hat sich diese Summe auf 44000, 37000 u. s. w. erstreckt) extra Passanten, so aus der Pfalz, Worms, Speier, Heidelberg und andern benachbarten Orten von den Franzosen vertrieben und denen das Ihrige verbrannt, nach Befinden täglich mit Wegsteuer und Brot versehen, 635 extra Personen in 197 Familien oder Haushaltungen von erwähnten Ueberrheinischen wöchentlich mit einer bestimmten Anzahl Geld vermöge zugesteller gedruckter Zettel versorgt worden, dazu noch gekommen 1162 extraordinarii Ausgaben, sowohl für einheimische als auch pfälzische Kranke, verstorbne und andre, teils in wöchentlicher bestimmter Verpflegung, teils außer derselbigen befindliche, sonderbare hilfsbedürftige Personen. Ich habe zum Preis Gottes, der lieben Stadt und deren Einwohner rühmliches Zeugnis und andres Exempels bei dieser Gelegenheit zu gedenken, und werden wir nicht irren, wo wir davon halten, daß das gute Gerücht dieser Wohlthaten und das Gebet der verpflegten Armen, so vor den Gnadenthron gekommen, wohl möge zur feurigen Mauer um die Stadt worden sein, und die ihr oft so nahe gewesene Gefahr abzuwenden geholfen haben.

Schade, daß uns die Nachrichten über die Art der Beschäftigung und den weitern Fortgang des Werkes fehlen! Aber auch das Wenige, was uns von dieser organisirten Armenpflege aus der Zeit des Pietismus erhalten ist, läßt uns die Gesundheit und Nüchternheit der Grundsätze und die schöne Vereinigung von religiösem Sinn und praktischem Blick bewundern. Hätte man das hier Geschaffne erhalten und mit dem Wachstum der Stadt zeitgemäß gefördert und entwickelt, so stünden wir heute nicht wehr- und ratlos einem Pauperismus gegenüber, an dessen Ueberwindung die kommunale Armenpflege samt allen privaten Vereinen sich vergeblich abmühen.

Freilich bleibt uns ein Trost und ein Weg; es ist der alte Glaube, der Männer wie Spener und Francke beseelt hat, und der auch heute mehr wirkt als riesige Kapitalien. Es ist wahr, was Spener in der mehrfach erwähnten Einleitung seiner Predigt sagt:

Man erkenne doch, wie innig es sei, wenn die meisten Leute auch unter den Klügsten, so oft von dergleichen Anstalten geredet wird, nichts eher anfangen oder dazu stimmen wollen, man habe denn erstlich einen gewissen erklecklichen fundum und capital wirklich in Händen, womit aber und wo man solange warten will, alle guten Vorhaben einfach unterbleiben müssen, — anstatt daß wir in dergleichen dem göttlichen Willen gemäßen Liebeswerken es hauptsächlich auf die göttliche gütige Providenz ankommen lassen und an dieselbe mit Vertrauen uns halten sollen.

So leuchte denn dies Stück Innerer Mission aus alter Zeit auch in unsre ernsten Tage hinein zu fröhlicher Nachfolge!

K-F

Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend

Uebersicht: Thesen; Einleitung; 1. Das Bedürfnis; 2. Die Ursachen des sittlichen Niedergangs in unsrer Jugend; 3. Grundsätze der Fürsorge im allgemeinen; 4. Die Fürsorge und ihre Mittel im einzelnen.

Thesen*)

1. In der gegenwärtigen Krisis unsers sozialen und kirchlichen Lebens muß die Kirche der ihr durch Taufe, Erziehung und Konfirmation zugehörigen Jugend mit besondrer Treue nachgehen, um sie nicht bloß unter der Zucht kirchlicher Sitte, sondern auch unter der Zucht christlichen Geistes zu erhalten.

2. So lange sie in der Gestalt der Landeskirche besteht und das Ziel einer wirklichen Volkskirche noch nicht aufgegeben hat, sind ihr alle ihre jugendlichen Glieder gleichermaßen und ohne Unterschied anbefohlen, und sie muß sich so einrichten, daß sie allen dienen kann, die sich ihr nicht entziehen.

3. Zu diesem Zweck hat sie vor allem auf die Katechismuslehre große Sorgfalt zu verwenden, sie durch gewissenhafte Vorbereitung, feierliche Haltung, Darbietung von reichem und anziehendem Stoff, sowie durch Mitwirkung des Kirchenvorstandes zu einer wichtigen Gemeindeangelegenheit zu erheben.

4. Von besondrer Bedeutung ist die Pflege der persönlichen Beziehungen, die, wenn sie in der Konfirmandenzeit fest geknüpft sind, auf die mannigfaltigste Weise, je nach den Verhältnissen, geübt werden kann: einerseits durch einfache Erweisung persönlicher Teilnahme, durch Beratung und Unterstützung in der Wahl des Berufs, durch Eintreten bei Lehr- und Dienstherrn, vor allem für Erhaltung des Sonntags, andrerseits, wo es Bedürfnis und angängig ist, auch durch freie Vereinigungen außerhalb der Kirche, an größern Orten auch

*) Obige Thesen waren für den Herausgeber die Veranlassung, den Verfasser um Ueberlassung seines vor den evangelischen Geistlichen Oberhessens am 2. August zu Gießen gehaltenen Vortrags zu bitten. Zwar sind Vorträge grundsätzlich von der Veröffentlichung in der Christlichen Welt ausgeschlossen, und der vorliegende ist in Anbetracht des Raummangels, an dem wir leiden, allzu umfangreich. Aber diesen Bedenken zum Trotz veröffentlichen wir die freundlichst uns überlassenen Ausführungen ziemlich unverkürzt, in der guten Zuversicht, unsre Leser werden dem Verfasser mit uns Dank wissen. D H

durch Jünglings- und Jungfrauenvereine, wobei jedoch vermieden werden muß, daß diese Sammlung kleinerer Kreise nicht zu größerer Entfremdung der übrigen ausschlage.

5. Dem berechtigten Bedürfnis der Jugend nach Gemeinschaft mit Ihresgleichen, nach Freude und Erholung darf die Kirche um der dabei vorkommenden Ausschreitungen willen nicht bloß als strenge Sittenrichterin entgegentreten. So ernst sie gegen solche Ausschreitungen Zeugnis ablegen muß, so sehr hat sie doch auch Ursache, alle Bestrebungen, jenem Bedürfnis zu einer edeln christlichen und gesitteten Befriedigung zu verhelfen (außer durch die schon genannten freien Vereinigungen, Jünglings- und Jungfrauenvereine, besonders durch Pflege der Jugend- und Volksspiele, Gesangvereine, Posaunenchöre, Volksbibliotheken), auf das wärmste zu begrüßen; und Pfarrer, Lehrer und Kirchenvorsteher werden ein gutes Werk thun, wenn sie sich nach dem Maß ihrer Gaben und Kräfte daran beteiligen.

6. Ob alle diese Bemühungen von besserm Erfolg als seither begleitet sein werden, hängt auf kirchlicher Seite davon ab, ob es gelingen wird, in unsern Gemeinden den kirchlichen Gemeinsinn, das Gefühl der Zusammengehörigkeit ihrer Glieder und der gegenseitigen Verantwortlichkeit zu wecken. Alles, was dazu beitragen kann (freie Gemeindeversammlungen, Besprechungen über biblische, religiöse, kirchliche und sonstige Lebensfragen, Familienabende und dergl.), wird indirekt auch der Jugend zu gute kommen.

7. Eine weitere Grundvoraussetzung ist, daß die christliche Obrigkeit sich ihres Rechtes und ihrer Pflicht, Zucht an der Jugend zu üben, wieder erinnert. Sie muß einerseits durch strenges Verbot des Besuchs der Wirtshäuser, Tanzböden und Spinnstuben seitens der im fortbildungsschulpflichtigen Alter befindlichen Jugend, andrerseits durch Stärkung der Autorität der Eltern, der Lehrer, der lokalen Obrigkeiten (Schulvorstand) und zweckentsprechende Erweiterung der Befugnisse und Verpflichtungen der letztern gegenüber der Jugend erst den Boden für bessere Einflüsse bereiten.

8. Wenn die Obrigkeit dieser ihrer Pflicht nicht nachkommt, dann tritt an die Kirche, ihre Diener und ihre lebendigen Glieder mit allem Ernst die Frage heran, ob sie nicht die vergeblichen Bemühungen an der großen Menge derer, bei denen jede Voraussetzung des Gelingens fehlt, einstellen, und sich auf die beschränken sollen, die willigen Geistes sind. Daß es dazu kommen müsse, davor bewahre Gott unser armes Volk in Gnaden!

Einleitung

Ueber die Fürsorge für die konfirmirte Jugend ist schon so viel geredet und geschrieben worden, daß einem fast der Mut fehlt, überhaupt noch einmal das Wort dazu zu nehmen. Sobald man an dies Thema herantritt, ist es, als riefe es einem zu: Der Worte sind genug gewechselt, so laßt uns endlich Thaten sehen.

Es muß aber doch wohl seinen Grund haben, daß man immer wieder das Bedürfnis empfindet, diese Fürsorge zum Gegenstand der Beratung und Besprechung zu machen. Es beweist das einmal, daß diese Fürsorge selbst ein dringendes Bedürfnis ist, und zum andern, daß in der That über die Aufgabe dieser Fürsorge, die Art und Weise, wie sie zu üben ist, ihre Ziele und Grenzen noch keine volle Klarheit und wenigstens keine allgemeine Uebereinstimmung besteht. Ich erblicke daher meine Aufgabe nicht darin, die schon so oft angepriesenen Rezepte wieder vorzuführen, sie vielleicht mit noch einigen Variationen zu schmücken, als vielmehr darin, einen Austausch über die wichtigsten Grundsätze und Grundbedingungen der uns obliegenden Fürsorge für unsre Jugend herbeizuführen, und dadurch die Klarheit darüber zu fördern, was sie überhaupt leisten kann, und was nicht, was wir unter allen Umständen zu leisten haben, wenn wir nicht dazu berufen sind.

1. Das Bedürfnis

Daß die Fürsorge für unsre konfirmirte Jugend in unsrer Zeit ein besonders dringendes Bedürfnis ist, darüber ist unter

allen Kennern unsers Volkslebens nur eine Stimme. Fast aus allen auf meine Umfrage erhaltenen Antworten geht die Thatsache hervor, daß es mit den bisherigen Mitteln nicht mehr gelingen will, unsre Jugend fest in der Zucht kirchlicher Sitte, geschweige denn unter der Zucht christlichen Geistes zu erhalten. Es ist unter uns kein Zweifel darüber, daß es mit unsrer heranwachsenden Jugend nicht steht, wie es sollte, daß es mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrem Wandel und ihren Sitten bergab geht, und daß wir darum ihretwegen mit ernster Sorge in die Zukunft schauen müssen. Von überall her kommen die Klagen über die Unbotmäßigkeit, vor allem auch der männlichen Jugend gegenüber den Eltern und jeglicher Autorität, über gottlosen Sinn, über frühe Genußsucht, Zuchtlosigkeit im Besuch der Tanzböden, der Wirtshäuser, und vor allem im Umgang mit der weiblichen Jugend. Und diese Stimmen ertönen nicht bloß aus den Städten, aus den Zentren der Industrie, aus den verkehrsreichen Gegenden unsers Vaterlandes, sondern ebenso auch aus den abgelegneren und rein ländlichen Bezirken, in denen im übrigen das Erwerbsleben und der Verkehr noch ziemlich in den von den Vätern ererbten Bahnen gehen.

Neben das Urteil, das Regierungsrat Evert über unsre gewerbliche Jugend fällt:*)

> Heute stimmen unbefangne und gereifte Beobachter aus den verschiedensten Lagern in den Klagen über schlechte gewerbliche Ausbildung, über den Geist der Roheit und Auflehnung gegen jede Autorität, über den körperlichen und sittlichen Niedergang unsrer gewerblichen Jugend überein —

tritt das von Pfarrer Hesselbacher über die bäuerliche Jugend:**)

> Früher Wirtshausbesuch, frühe Beteiligung an Tanzgelegenheiten, geschlechtliche Verirrungen, Frechheit und Roheit, Ungehorsam und Unbotmäßigkeit gegenüber Eltern und Lehrern, Dienst- und Lehrherren, Unlust zum Besuch der Christenlehre, überraschend schnelles Vergessen des in der Schule und im Religions- und Konfirmandenunterricht Gelernten, das sind Dinge, über die jeder zu klagen hat, auch im weltentlegensten Dörfchen.

Sollte man aber trotz solchen Zeugnissen, die ich nur aus einer ganzen Fülle, die geradeso lauten, herausgegriffen habe, geneigt sein, uns für Schwarzseher und für laudatores temporis acti***) zu halten, so mögen die Zahlen der Kriminalstatistik reden, die leider eine sehr unmißverständliche Sprache führen. Denn die Belege, die uns die Kriminalstatistik über die zunehmende Neigung unsrer Jugend zu gesetzlosem Sinn und Treiben liefert, sind erschreckend genug. Ich will aus dem reichen Material, das mir vorliegt, nur einige der bedeutsamsten Thatsachen hervorheben.

Nach der Kriminalstatistik für das deutsche Reich†) vom Jahre 1889 waren unter 369 189 Verurteilten 36 756 Jugendliche unter achtzehn Jahren, d. h. rund 10 Prozent. Ist diese Verhältnisziffer schon an sich groß genug, so wächst sie doch noch, wenn wir einzelne Vergehen in das Auge fassen, bei denen die Jugend naturgemäß mehr beteiligt ist.

So sind unter hundert wegen einfachen Diebstahls (einschl. Rückfalls) Bestraften gar 28,1 Jugendliche. Aehnlich steht es bei Brandstiftung, schwerem Diebstahl und bei Unzucht mit Kindern oder mit Gewalt verübt.

Dabei ist das jugendliche Verbrechertum in stetem Wachsen begriffen. Während die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehungen gegen deutsche Reichsgesetze Verurteilten in den Jahren 1882 bis 1888 stetig abnahm, ist bei den Jugendlichen mit geringen Schwankungen eine stete Zunahme zu beobachten. Ihre Zahl betrug:

1882	30698	1886	31481
1883	29936	1887	33078
1884	31305	1888	33035
1885	30662	1889	36756

Die „Kriminalstatistik" bemerkt dazu:

> Die Zunahme der jugendlichen Verurteilten, die sich im ganzen Verlauf der Reihen, namentlich seit 1886 zeigt, eröffnet keine günstige

*) Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie. Evangelisch-soziale Zeitfragen, Heft 2, S. 4.

**) Die Aufgabe der Kirche an der konfirmirten Jugend. Monatsblätter für Innere Mission. Karlsruhe, 1891. S. 129.

***) Lobredner der Vergangenheit.

†) Statistik für das deutsche Reich für das Jahr 1889. II.

Aussicht für die Kriminalität der Zukunft. . . . Im allgemeinen wird darauf hinzuweisen sein, daß der Ernst des Lebens, das Ringen um Erwerb mit seinen Gefahren früher und früher an die Jugend herantreten, und in der That sind es auch besonders die Vermögensdelikte, die eine zunehmende Beteiligung der Jugend aufweisen.

Noch auf zwei Erscheinungen ist aufmerksam zu machen, die besonders bedenklich sind. Einmal darauf, daß an dem Wachstum verbrecherischen Thuns die jüngste Kategorie, die Zwölf- bis Fünfzehnjährigen, besonders stark beteiligt ist, was darauf schließen läßt, daß nicht bloß die sozialen Verhältnisse schwieriger geworden sind, sondern auch in breiten Schichten der Einfluß des Elternhauses immer geringer wird.

Die andre bedrohliche Erscheinung ist der starke Prozentsatz der Rückfälligen gerade unter den Jugendlichen. Unter den 39790 im Jahre 1889 verurteilten Jugendlichen waren 5590 Vorbestrafte, also 15,2 Prozent. Allerdings beträgt der Prozentsatz bei allen Verurteilten 31 Prozent. Wenn man aber berücksichtigt, daß bei den Jugendlichen nur sechs Jahre in Betracht kommen, so ist die Zahl geradezu enorm. Sie erscheint noch erschreckender, wenn wir hören, daß von diesen Rückfälligen etwa drei Achtel mehrfach bestraft waren, nämlich 819 schon drei bis fünf mal, 64 über sechs mal; daß 87 Prozent mit Freiheitsstrafen bestraft wurden (also fast gerade so viele, als bei den Erwachsenen, bei denen es 1890 90 Prozent waren); daß von den Jugendlichen zwei Drittel vor Ablauf eines Jahres rückfällig wurden, während insgesamt nur ein Drittel. Das alles sind Zeichen, daß auch die strafende Repression des Staates sich gegenüber dem Zug zum Verbrechen nicht wirksam genug erwiesen hat. Und wenn wir dabei an 2. Thess. 2, 7 denken, an den Κατέχων, die das Verderben aufhaltende Macht von Gesetz und Recht, und, was dort in Aussicht gestellt wird, wenn diese Macht einmal versagt, so geben diese Thatsachen zu sehr ernsten Gedanken Anlaß.

Vor allem die Kirche, die in Jesu Namen den Ruf erschallen läßt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich,“ wird sich fragen müssen, ob sie gethan habe, was sie unsrer Jugend gegenüber schuldig ist, und was sie thun müsse, um dieser ihrer Pflicht zu genügen.

Ehe wir jedoch diese Frage beantworten, wollen wir noch einen Blick werfen auf die Ursachen des sittlichen Niederganges in unsrer Jugend. Erst dann werden wir imstande sein, uns darüber ein Urteil zu bilden, ob wir es mit einer, so weit Menschen sehen, völlig aussichts- und hoffnungslosen Sache zu thun haben, oder ob wir uns nicht vielleicht gegenwärtig nur in einem der tiefen Wellenthäler befinden, die die fortschreitende sittliche Kulturentwicklung von Zeit zu Zeit bildet, und aus denen es eine Wiedererhebung mit Gottes Hilfe und durch die Macht seiner Gnade giebt. Es will mir scheinen, als ob alle Anzeichen darauf hindeuteten.

G Schl

Erfahrungsbilder aus dem Jünglingsverein

Wir waren noch auf der Hochschule. Bei irgend einem Anlaß wollten wir im Doppelquartett geistliche Lieder nach ursprünglichem Satz vortragen. Wir hatten damals — ich gestehe es — im geistlichen Singstoff nicht viel Uebung; schon die Beschaffung der nötigen Singhefte machte Not. Ich wurde auf einen jungen Kaufmann in einem größern Geschäft hingewiesen: der sei beim „Jünglingsverein“ und könne uns gewiß dienen. Es war so. Der junge Mann machte jedoch auf uns einen sonderbaren Eindruck: freundlich, aber in seinem Lächeln etwas Gereiftes, Ueberlegnes; dienstwillig, aber sehr feierlich; er war jünger als wir alle und schien doch ein Jahrzehnt älter. Ich glaube, in der Studentensprache hätte man ihn in die Klasse der Meergreise versetzt. Bei aller Hochachtung vor dem jungen Manne machten wir uns natürlich ein ungünstiges Bild vom „Jünglingsverein.“ Daß ein solcher Verein in der Universitätsstadt überhaupt existire, wußte keiner von uns; es war eben noch die Zeit der kleinen Häuflein, die absichtlich abseits vom Wege blieben, in einer stillen Stube ihre Lieder sangen, das Bibelwort betrachteten und den Heidenboten lasen.

Gewiß, es hatte sein Schönes und seinen Segen, dieses Abgeschiedensein. Im engen Kreise war die Stimmung wärmer, der Freundschaftsbund inniger. Aber die Aufgabe des Jünglingsvereins unter der männlichen Jugend war damit sehr unvollkommen erfüllt. Uns war es unbegreiflich, wie ein junges Blut in diesen feierlichen Kreis eintreten, sich in ihm wohl fühlen konnte. Die Langeweile — das Schrecklichste, was die Jugend kennt — schien uns unzertrennlich von einer solchen Tafelrunde.

Freilich, wir sahen von außen und darum undeutlich. Aber die Geschichte der deutschen Jünglingsvereine hat unserm Urteil in der Hauptsache recht gegeben. Jene Enge und Verborgenheit ist nun fast überall, da und dort etwas fürsorglich, in den Städten aber meist mit herzhaften Schritten verlassen worden. Es wird jetzt nicht mehr so leicht vorkommen, was noch vor wenigen Jahren in einer zu fünf Sechsteln evangelischen Stadt im Schwabenlande geschah. Da fragte ein junger Gärtner aus Hannover den Schutzmann auf der Straße nach dem evangelischen Jünglingsverein. „Giebts nicht,“ war die Antwort; „Sie werden den katholischen Gesellenverein meinen“! Dorthin wurde er gewiesen.

Ein Fortschritt war namentlich überall, daß man einsah, es dürfe die Erbauungsstunde nicht mehr das Ein und Alles sein. Man hat, kurz gesagt, die Welt im guten Sinne in größerm oder geringerm Umfang in das Leben des Vereins hineingezogen.

Wir Studenten machten uns damals auch unsre Gedanken über die Art, wie die Kirche für die männliche Jugend sorgen solle. Daß man die jungen Leute nicht einfach wild laufen lassen dürfe, war uns klar. Die Christenlehre für die konfirmirte Jugend war eingeschlafen. In den Gottesdienst konnten, selbst wenn sie gewollt hätten, die wenigsten, jedenfalls vormittags nicht; denn der Sonntag Vormittag gehört der Fortbildungsschule, und wer die nicht besucht, hat sicher den löblichen Kunden die fertigen Stiefeln und nagelneuen Röcke ins Haus zu tragen, sich im kaufmännischen Kontor zu langweilen oder der Frau Meisterin den kleinen Schreihals zu hüten. Am Sonntag Nachmittag aber erst herumlungern, den Gassenpöbel verstärken, ab und zu frieren, später, wenn man Geld verdient, in der Kneipe und auf dem Tanzboden sein bischen Idealismus vollends verlieren — das thaten sie. Aber was thun wir für sie? Ein hochverdienter Professor setzte die Oeffnung eines städtischen Saals für Lehrlinge jeden Standes in der Zeit der Wintermonate durch. Da konnte gelesen und gespielt werden; Aufsicht und Leitung übernahmen in bestimmter Reihenfolge Professoren der Universität, Pfarrer, staatliche und städtische Beamte, Kaufleute, Handwerker. Gegen den Schluß erhob dann einer der Herren seine Stimme und holte aus dem Schatz seiner Lebenserfahrung oder Wissenschaft Altes und Neues hervor zu Nutz und Frommen der Jugend. Es war ein seltner, herzerfreuender Anblick: der Professor unter der Handwerkerjugend, ein Zusammenwirken der Angesehensten mit den schlichten Männern des Volks in gemeinnützigem Thun.

Und doch — diese schöne Arbeit konnte kein Ganzes sein. Am ersten ordentlichen Februarsonntag lichteten sich die Reihen; im Sommer verlor man die Leute ganz aus den Augen. Es war überhaupt und mußte sein ein unkontrollirbares Kommen und Gehen. Das gemeinschaftbildende Moment fehlte. Darum konnte auch von einer wirklichen Pflege, von einem tiefern Eingehen auf die Bedürfnisse von so einem armen, fremden, vielleicht vielgeplagten jungen Burschen keine Rede sein.

Wie konnte man dieser Arbeit ein besseres Knochengerüste geben? Wir hatten das studentische Verbindungsleben vor unsern Augen. Ein Verein, eine Genossenschaft bildet, zumal unter der elastischen Jugend, einen Korpsgeist heraus, der die Leute, wenn er ein bewußt christlicher war, gemütlich ansprechen, moralisch heben, in jeder Beziehung veredeln mußte. Aber das schien uns klar: die Unterhaltung, die Geselligkeit, auch mit einem Glas Bier und bei den Aeltern mit einer Zigarre, müsse in den Vordergrund. Der Leiter des Vereins, vielleicht gerade

der Pfarrer, überhaupt die ältern Freunde sollten dieser Jugend beweisen, daß man in den Schranken christlicher Zucht und Sitte bleiben und dennoch jugendlich froh sein könne; sie sollten mit den jungen Leuten spielen, plaudern, singen, aber — und man sollte sie dabei merken lassen, daß hinter all diesem heitern Wesen eine Quelle echter, ernster Frömmigkeit sprudle, aus der dann gerade das allzeit frische Wasser wahrer Fröhlichkeit fließe. Die Religion sollte mehr der geheimnisvolle, aber gerade deswegen eindrucksvollere Hintergrund bleiben und nur bei besondrer Gelegenheit ausdrücklich hervortreten als edelster Schmuck des Vereinslebens.

Ich kam ins geistliche Amt. Wo die konfirmirte Dorfjugend ihr Vergnügen suchte, welche seelenverderbenden Gewohnheiten sich unter den Augen der schwachen Eltern festsetzten, war leicht zu merken. Konnte man nicht mit den Neukonfirmirten einmal die Probe machen und sie in einer reinern Geistesluft erhalten? Wenn ich sie am Sonntag Mittag zum Spazierengehen einlud, sie kamen gern; sie fanden Gefallen am harmlosen Spiel, man kam ihnen näher im Gang durch Wald und Feld, und bei der Heimkehr sangen sie gerne noch einen gemeinschaftlichen Choral auf der Anhöhe vor dem Dorfe.

Damals wurde auf der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission in Darmstadt (1883) gerade über die Jünglingsvereine gesprochen. Ein erfahrner Mann erklärte, diese Vereine seien zu sehr auf die größern Städte zugeschnitten, die Dorfjugend brauche etwas Aehnliches, aber doch etwas andres. Wenn er als Pfarrer mit seinen jungen Leuten einen Spaziergang mache, als Genosse ihrer Freude sich in ihrem Herzen einen Platz bewahre, ihnen beweise, daß er ihr bester Freund im ganzen Dorfe sei, so sei dies auch ein Jünglingsverein; die Leute kommen dann gern in die Kirche, und in der Fremde, auch in der gefährlichen Kasernenluft, bleibe das Bild ihres Seelsorgers mit allem, was er ihnen gesagt, lebendig vor ihrer Seele. War das nicht eine Bestätigung meiner Gedanken?

Allerdings, Krummacher, der liebenswürdige Jünglingsvereinsvater, gab zur Erwiderung andre, schärfer umrissene, lockendere Bilder aus seiner rheinisch-westfälischen Heimat. Diese Dörfer mit obligatem Jünglingsverein, mit jugendlichen Posauenchören, die am Sonntag in der Kirche den Choral begleiten, nachher unter der Dorflinde der Gemeinde geistliche, liebliche Lieder vorspielen, endlich vor die Wohnungen der Kranken gehen und pianissimo (wenigstens der Absicht nach) ein Trostlied aus treuem Herzen blasen, diese christlichen Volksfeste, bei denen die Jünglingsvereine von weitem Umkreis zusammen kommen, getragen von der Liebe der Gemeinde, endlich diese hochentwickelten Vereine in den Städten, und das alles bei strenger Festhaltung der erbaulichen Grundlage — wie war es nur möglich in Deutschland, in einer Gegend, die doch auch vom sündigen Weltstrom umflossen, ja durchzogen ist, vielleicht noch mehr als manche andre? Und wie dann derselbe, auf dem Gebiete der Jünglingsvereine erfahrenste Mann in Deutschland, noch die großartigen Bilder der christlichen Vereine junger Männer in England und Amerika aufrollte, ihre Prachtgebäude beschrieb, für die Millionen gerne geopfert werden, die Zahl der besoldeten Sekretäre nannte, die dort ausschließlich für die Jünglingsvereine arbeiteten, und wie er betonte, daß auch diese großartige Entwicklung auf ganz ausdrücklicher Behandlung der Bibelstunde als der Hauptsache ruhe, da hatte ich nur noch den einen Wunsch, einmal mit eignen Augen zu sehen, um dann, wenn hier wirkliches Gold sei, meine Begriffe zu berichtigen.

Beides durfte ich schauen, das klassische Land der Jünglingsvereine in Deutschland, Rheinland-Westfalen, und den nicht minder interessanten englischen Boden derselben in London.

Das sicherste Ergebnis meiner Beobachtungen und Erkundigungen war das: Unterhaltung und Geselligkeit zum Mittelpunkt machen, heißt auf Sand bauen. Ja, die jungen Leute kommen, sie wundern sich vielleicht, daß es in einem „christlichen" Verein so amüsant sei. Aber das Wirtshaus ist nachher doch noch amüsanter, von andern Dingen gar nicht zu reden. Wollen wir der „Welt" auf ihrem eignen Boden Konkurrenz machen, so ziehen wir den kürzern.

Der Vereinsgedanke allein, auch wenn die Schranke christlicher Zucht gezogen ist, das Freundschaftsleben für sich, auch wenn ein gewisser Ernst darinnen waltet, Respekt vor dem Heiligen gewahrt und eine christliche Firma geführt wird — das hält die Leute nicht zusammen. Das Rückgrat fehlt. Wer die Thore recht weit aufgemacht hat, der wird finden, daß zum gleichen Thore auch wieder recht viele hinausgehen. Wenn es vielleicht auch gelingt, die Lehrlingswelt, überhaupt die Jugend bis zum siebzehnten Jahr mit Spiel, Geselligkeit und dergleichen zusammenzuhalten — gerade für die Zeit, die nachher kommt, für die eigentlich kritische Lebensperiode, wo es darauf ankommt, das junge Herz so auszurüsten, daß es in der furchtbar verführerischen Fremde und in der nivellirenden Kaserne fest bleibt, gerade für diese Zeit ist ein stärkeres Seelenband nötig, und das muß vorher geflochten werden. Deswegen muß die **Bibelstunde in den Mittelpunkt.** Sie braucht nicht steif oder langweilig zu sein; sie darf es nicht sein. Ich konnte in den rheinisch-westfälischen Vereinen Erbauungsstunden hören, die wirklich das junge Herz warm machten, Verstand, Gemüt, Wille anfaßten. Das brauchen wir. Wer den Zirkel fest einsetzt, der kann einen Kreis beschreiben, so groß er will. Und wenn der Jünglingsverein im religiösen Mittelpunkt entschlossen und entschieden einsetzt, dann darf er seinen Kreis, namentlich auch den Kreis „weltlicher" Unterhaltung weit machen; es schadet ihm nichts.

In London war der Kreis weit, die prächtigen Lokale waren das reinste Jünglingskasino mit allem, was nur ein junger Mann von Rechts- und Anstands wegen suchen darf. Der religiöse Mittelpunkt wurde mit englischer Energie behauptet, aber die Religion spielte hier wieder eine ganz eigenartige Rolle. Die jungen Leute missionirten. Sie predigten im Regents Park und mußten sich von ihren atheistischen Altersgenossen bei dieser Gelegenheit mehr als einmal dafür prügeln lassen. Sie suchten ihre Altersgenossen auf der Straße auf, verteilten Blätter, die in derb englischem Stil die Notwendigkeit der Bekehrung beweisen wollen, hielten zum Zweck der Propaganda einen Sonntagnachmittagsthee; die Deutschen holten ihre Landsleute aus den Orgien der schändlichen Kellnerklubs heraus, richteten besondre Mittage für Bäckergesellen ein, alles mit der ausgesprochnen Absicht zu bekehren. Daß diese Arbeit nicht mehr sonderlich „gemütlich" war, hierüber konnte es keinen Zweifel geben, aber wir Deutschen machen unsre Sache ja doch auch gerne allzu gemütlich.

Bedenklicher mußte einem nüchternen deutschen Verstande schon der gar zu schnelle Uebergang vom Objekt, das gewonnen worden ist und erzogen werden sollte, zum Träger eigner Retter- und Erziehungsarbeit sein. Kam das eigentliche, langsame, sorgfältige Erziehen nicht zu kurz, und bewegte sich das Rettenwollen nicht auf der abschüssigen Bahn des Methodismus?

Einstweilen haben wir in Deutschland in jahrelanger Gärtnerarbeit unsre Erfahrungen mit dem englisch-amerikanischen Pfropfreis gemacht. Die Zeiten sind vorüber, Gott Lob! da man gleichsam einen offiziellen Schauder bekam, wenn man nur das Wort „englisches Christentum" hörte. Vielleicht ist auf keinem Gebiet christlichen Lebens der Austausch unsrer **landeskirchlichen** Arbeit mit den evangelischen Kreisen von England und Amerika so lebhaft und fruchtbar, wie auf dem Gebiet der Jünglingsvereine. Was haben wir gelernt? Was können wir lernen?

Wenn es mit **einem** Wort gesagt werden darf: Englische **Aktivität** auf den Stamm deutschen Gemüts verpflanzen. Der Engländer stellt seine Leute in die Arbeit; wenn wir vorsichtiger darin sind, so wollen wir uns doch mit ihm des geistigen Gesetzes erinnern, daß wahres Interesse erst erwacht, wo man mit **arbeitet.** Das gilt auch im Jünglingsverein.

Sich immer anpredigen lassen, macht lahm. Die Bibelstunde im Jünglingsverein darf keine Predigt sein. Die jungen Leute sollen aktiv werden, Fragen stellen, Fragen beantworten, versuchsweise selbst einen Bibelabschnitt erklären, sollen sich

jedenfalls auf die Bibelstunde vorbereiten. Ein blühender Jünglingsverein in London schlägt das Thema für die nächste Bibelstunde mit den dazu gehörigen Schriftstellen öffentlich an, sogar in einer Fabrik, in der mehrere Mitglieder beschäftigt sind. Und weiter: lernt man nicht im Lehren am meisten? Das ist gerade ein Segen des englischen Gruppensystems der Sonntagsschule, daß der junge Mann das Wort, das ihm vielleicht der Jünglingsverein wieder teuer gemacht hat, viel besser verstehen lernt, indem er es den Kleinen austeilt! Aber auch das hat sich bewährt, daß aus der ältern Abteilung, die mit dem siebzehnten und achtzehnten Jahr beginnt, einige fortgeschrittnere Mitglieder sich zusammenthun und an den jüngern arbeiten, gerade das Bibelwort, das man, vielleicht in derselben Woche, ihnen erklärt hat, den jüngern mundgerecht machen. Täuschen wir uns nicht: sehr häufig — oder soll ich sagen gewöhnlich? — nimmt der junge Mensch, in dem das Freiheitsgefühl gährt, das Wort lieber aus dem Munde seines Alters- und Standesgenossen, als aus dem Munde des studirten Mannes.

Aktivität, Mitarbeiten — es ist natürlich um so leichter, je mehr es sich um die Peripherie des Vereinslebens handelt: jedem ein Aemtchen, Ordnung halten im Turnen, Singen, Spielen, im Unterhalten und Anfreunden der Neuen u. dergl. Je größer der Verein, um so mannigfaltiger die Arbeit; im Austeilen der Rollen wird sich die Weisheit des Vorstandes bewähren.

Vorsichtiger darf man schon sein bei aller Arbeit nach außen. Daß die jungen Leute unter ihren Altersgenossen werben, daß sie im Geschäft, auf der Straße, wo sichs giebt, ihre Einladungskärtchen verteilen, nichts harmloser als das. Sie mögen auch bei Verteilung von Blättern und Predigten an Sonntagslose mitwirken; der Einblick ins Volksleben, den sie da gewinnen, wird ihnen nützen. Wenn man das „Missioniren" heißen will, gut; dann ist es nicht bloß ein unschädliches, sondern ein heilsames Missioniren. Aber nun die weitern Schritte — dieses direkte Bekehrenwollen, dieses An- und Einstürmen auf die andern! Hütet euch vor dem Sauerteig der Methodisten! Um so mehr, als das Hineintreiben und Hineinbeten der Leute ins Reich Gottes nirgends leichter ist, als bei der leicht entzündbaren Jugend, aber auch nirgends einen bedenklichern Rückschlag zur Folge haben kann!

Gott Lob, es geht fröhlich voran mit unsrer Sache. Wir haben in Deutschland jetzt neunhundert Jünglingsvereine. Möge das erste Tausend bald voll werden! Aber gerade beim raschen Vorwärtsgehen gilt es die Leuchte der Vorsicht am sorgfältigsten voranzutragen. Und deswegen kann die Arbeit im und am Jünglingsverein jetzt am allerwenigsten der Hilfe gereifter, erfahrener, christlich gebildeter Männer entraten, am wenigsten derer, denen ein Gemeindeamt in Lehre und Predigt anvertraut ist. Es kommt darauf an, die Glieder der Jünglingsvereine heranzubilden zu tüchtigen, christlich gesunden Männern, wie wir sie je länger je mehr brauchen für unsre Gemeindearbeit. Auch wenn wir dabei nur an die bestehenden Vereine in der Gemeinde denken: wir brauchen Nachwuchs für diese. Vor neuen Vereinen behüte uns Gott; wenn die Gemeinde selbst immer mehr der lebendige, segensreiche Verein werden soll, dann brauchen wir erst recht Männer, die arbeiten gelernt haben. Im Jünglingsverein ist die Schule dafür. Darum arbeite mit, wer da kann! P W

Deutsche Seemannsmission

Uebersicht: 1. Der Notstand; 2. Die Arbeit; 3. Gegenwärtiger Bestand des Generalkomitees in England

Als ich bei Gelegenheit unsrer Konferenz für „deutsche Seemannsmission in Großbritannien" in London kurz vor Beginn der Verhandlungen einen Blick in den Standard that, fand ich zufällig einen Bericht über die Jahresversammlung der englischen Mission unter den Hochseefischern. Darin wurde mitgeteilt: Der Marineminister Lord Hamilton führte den Vorsitz. Begrüßungs- oder Entschuldigungsschreiben sandten ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Connaught, der Erzbischof von Canterbury, der Herzog von Westminster und viele andre. Ihre Königliche Hoheit Prinzeß Luise nahm an der Versammlung teil, die Königin sandte ein Telegramm. Lord Hamilton sagte in seiner Rede unter anderm: „Ich glaube, daß es keine Gesellschaft und kein Werk giebt, das mir — und überhaupt jedem Marineminister — mehr am Herzen liegen muß. Die Mission will das Wohl der Leute, die den Grund bilden für unsre kommerzielle Größe, das Wohl derer, auf die wir im Falle eines Krieges ganz besonders unser Auge richten als auf die besten Rekruten und Hilfstruppen unsrer Flotte. Es freut mich, den steten Fortschritt beobachten zu können und es hier aussprechen zu dürfen, daß die Mission die ganze Lage und den Zustand der Seeleute sowohl in intellektueller als geistlicher, in physischer und materieller Hinsicht völlig verändert hat." Ich legte den Standard beiseite — und befand mich wieder in einer ganz andern Welt, ich verließ im Geist jene erfreuliche englische Versammlung, um an der deutschen teilzunehmen; dort ein Bewußtsein der nicht bloß kirchlichen, sondern auch nationalen Aufgabe der Seemannsmission und darum Mitarbeit der ganzen Nation bis in die höchsten Kreise hinein, hier die stete Klage: Wir finden so wenig Verständnis dafür, daß die Seemannsmission ein wichtiger Zweig der Innern Mission und eine nationale Angelegenheit ist, wir könnten und wollten viel mehr thun, wenn wir mehr Unterstützung fänden.

Doch vielleicht liegt dies zum Teil auch daran, daß die Seemannsmission — ein ja immerhin noch junges Werk — zu wenig bekannt ist, um allgemein anerkannt zu sein; mögen daher diese Zeilen ein wenig dazu beitragen, über unsre Arbeit zu informiren und für sie neue, thatkräftige Freunde zu werben.

1. Der Notstand

Der Tag der Konfirmation ist vorüber; vielleicht hat ein treuer Seelsorger dem angehenden Schiffsjungen noch einmal so recht warm seine Christenpflicht auf die Seele gebunden — das ist das Letzte, was die heimatliche Kirche an ihm thut; ihre Aufgabe ginge jetzt erst recht an, aber sie kann ihre Pflicht nicht weiter erfüllen. Und wie die Kirche, so entläßt die Familie den unerfahrenen fünfzehnjährigen Knaben aus ihrer schützenden und bewahrenden Umgebung. Wie nötig hätte er gerade in den gefährlichsten Jahren der Jugend des Vaters stramme Zucht, der Mutter bittenden Blick: heimatlos, kirchenlos geht er an Bord. Schule und Kirche, des Hauses fromme Sitte — wir setzen den günstigsten Fall — haben ihn bisher aufs beste beeinflußt: welchen Einflüssen ist nun sein empfängliches Gemüt hingegeben!

Was bekommt er nun zu sehen und zu hören! Welch arge Verführung von seiten derer, bei denen das Schiff ultima ratio ist, sei es, daß schwache Eltern so ein Schiff falscherweise als eine Besserungsanstalt ansehen für ihren verzognen Sohn, der nun, da sie die Rute schonten, das Tauende fühlen muß — und trotzdem vielleicht ein Strick bleibt, sei es, daß „verkommene Genies," in Wahrheit meist sittlich verkommene Existenzen, dort sich vor den Augen der Welt, oft vor denen des Gesetzes verbergen und nun auch andre vergiften. Und sehen wir auch von diesen, leider nicht seltnen, Fällen einmal ganz ab, um nicht zu schwarz zu malen, so bleibt es doch Wahrheit, was ernste Seeleute oft aussprechen: „Es wird uns schwer gemacht, Christen, ja auch nur anständige Menschen zu bleiben, die Verführung ist zu groß." Dem allen steht der junge Seemann fast wehrlos, allein gegenüber mit seiner schwachen Kraft. Der junge Arbeiter an Land kann sich seine Gesellschaft aussuchen, der Seemann ist auf die andern angewiesen, er muß sich möglichst freundlich mit allen stellen. Hat der Fabrikarbeiter unter seinen Genossen „böse Buben, die ihn locken," — so kann er ihnen nach der Arbeitszeit entweichen — hier aber ist kein Entrinnen möglich, Tag und Nacht ist er im engen Raum mit ihnen zusammen. Er hat keinen starken Rückhalt und edle Erholung in seiner Familie, er hat keine Kirche, ja nicht einmal ein „verborgnes Kämmerlein," kein stilles Plätzchen, wo er seine Bibel ungestört hervorholen könnte. Und der gemeinsame Schiffsgottesdienst, der auf den englischen und norwegischen Schiffen wohl fast die Regel ist, ist auf deutschen Schiffen „nicht mehr Sitte." Ists nicht ein Notstand? — ein Notstand, der um so verantwortungsvoller und der Kirche und dem Vaterlande und allen, die Kirche und Vaterland lieb haben, um so mehr ans

Herz zu legen ist, weil er ein unverschuldeter Notstand ist, einen ganzen Beruf betrifft und gerade in Ausübung des Berufs herbeigeführt wird?

Und noch sind wir nicht am Ende mit unsrer Schilderung des Notstandes. „Es teilt sich die Welle, es naht sich die Ferne, schon seh ich das Land“ — Hurra, Land, Land! Was für Gedanken ziehen da durch die Seele des jungen Seemanns! Wie will er sich da entschädigen für alle die Entbehrungen einer langen, gefahrvollen Reise! An Bord immer nur Wasser und Himmel zu sehen, keine andre Abwechslung als zwischen harter Arbeit und Schlaf, immer nur Salzfleisch mit Kartoffeln oder Erbsen und an jedem Sonnabend Pflaumen mit Klößen, dazu ein Schluck abgestandnen Wassers, an Bord immer die alte Unterhaltung, oft nur Knurren und Murren über viel Arbeit und wenig Lohn, über schlechte Behandlung und schlechtes Essen, nichts Neues unter der Sonne, keine Anregung — o wie will er sich amüsiren, was alles will er sich nun „leisten“! Freilich so schnell gehts nicht, wie er sich das gedacht; er muß bald einsehen, daß auch der Aufenthalt im Hafen hauptsächlich harte Arbeit für ihn bringt: die schweren Riesen des Eichwaldes auszuladen, das „Verholen“ des Schiffes von einem Ort zum andern, das „Klarmachen“ und so manches andre erfordern seine ganze Kraft, und kommt der Abend heran, so haben doch die ältern Matrosen das erste Recht auszugehen; jedenfalls darf er nicht von Bord ohne Erlaubnis des Steuermanns, denn der Seemann, ausgenommen der Kapitän, ist in dieser Beziehung nicht sein eigner Herr. Aber nun darf er einmal ausgehen, nach vielem Bitten hat ihm der Kapitän einige Mark Vorschuß gegeben (der Seemann wird nicht wöchentlich bezahlt, sondern erhält seinen ganzen Lohn erst am Ende der Reise); mit einem Kameraden, der die Verhältnisse schon etwas kennt, geht er an Land in ein Netz von Verführungen. Wie verführerisch winken ihm die Bier- und Schnapspaläste, namentlich die mit deutscher Flagge. Er geht hinein. Freundlich wird er als „Landsmann“ begrüßt, da fühlt er sich heimisch im fremden Land. Dort findet er Kameraden von andern Schiffen; einer ist abgelohnt und hat die ganze Tasche voll Geld, der läßt sich „nicht lumpen“ und bestellt für alle Landsleute eine Auflage nach der andern — und wer es nicht annimmt, der beleidigt ihn. Es bleibt nicht beim Trinken; im kleinen Saal oben wird getanzt. Der junge Seemann erschrickt förmlich vor den Gestalten der Sünde, er möchte zurück und wird ausgelacht — „bist kein rechter deutscher Junge“ — „bist kein Seemann“ — „einmal ist keinmal“ — „wer kennt dich denn hier?“ — so bleibt er, und neue Gefahren dringen auf ihn ein. Es gehört eine enorme sittliche Kraft dazu, in all dem Schmutz rein zu bleiben. Achtung vor den Seeleuten, die sich ihre Ehre wahren, das sind Helden! Denn sich selbst besiegen ist der schwerste Sieg, sich selbst besiegen da, wo alles gegen ihn ankämpft, wo ihm die Sünde so leicht gemacht wird, da, wo keine gutgemeinte Warnung ihn zurückhält und ihm noch eingeredet wird, daß seine Ehre nicht leide, wo ihn niemand kennt. Gott sei Dank lebt doch noch in einem Teil unsrer deutschen Seeleute lebendig das deutsche Ehrgefühl, die Liebe zu den Ihrigen, das Bewußtsein der Verantwortung vor dem allwissenden Gott, und das erhält viele in den großen Gefahren für Leib und Seele, von denen man sich im Binnenlande keine Vorstellung machen kann.

Nicht bloß in den Kneipen, auch auf den Straßen drängt sich schlechtes Gesindel an ihn heran. Fast die schlimmsten Feinde der Seeleute sind die „Runner,“ d. i. Renner, Herbeiholer der Schlafbaase (Schlafwirte), die ihrem Meister Logirgäste zutreiben. Gewöhnlich hat so ein Schlafbaas nebenbei einen Trödlerladen gerade mit den Sachen, die der Seemann braucht, — die Preise wechseln je nach der Erfahrenheit oder Unerfahrenheit des Käufers — mit dem Geschäft ist ein Geldwechsel verbunden — den Kurszettel macht der Inhaber selbst — kurz, es giebt da immer ein Geschäft zu machen, wenn nur erst der Runner den Seemann bis an den Laden gelockt hat.

Das Hauptgeschäft aber — alles andre dient nur zu diesem Zweck — wird erst gemacht, wenn es gelingt, den Seemann zu verleiten, von seinem alten Schiff „abzulaufen,“ ihn einige Tage zu beherbergen und ihn dann auf einem andern Schiff zu „verheuern“ (anmieten). Es ist eine feststehende Thatsache, daß von den 40 000 Seeleuten der deutschen Handelsflotte durchschnittlich im Jahre 3000 desertiren, viele freiwillig wegen schlechter Behandlung, aus Furcht vor Strafe, Abenteuersucht und andern Gründen, die meisten aber verleitet durch solche Runner und die Schlafbaase. Was wird da alles versucht, mit welchem Lügennetz wird der Seemann umsponnen! Wie geschickt wird es benutzt, daß auf englischen Schiffen mehr Freiheit herrscht, höhere Heuer (Lohn) bezahlt wird und zum Teil besseres Essen gegeben wird! Goldne Berge werden dem Seemann versprochen — um ihn seines Geldes zu berauben. „So ein Runner thut“ — sagte einmal ein Seemann — „als ob er die Schiffe nur so auf dem Präsentirteller habe, und als ob ich nur zu wählen brauche, ob lieber Dampfer oder Segelschiff, ob grün oder schwarz angestrichen, ob ich lieber nach Indien oder Afrika gehen wolle, ob ich morgen oder übermorgen ausgehen wolle, und dann, wenn einer darauf reinfällt und abläuft, sind gerade alle Schiffe ausgegangen, und der Seemann muß so lange warten, bis er genügend ausgeschunden ist.“ Einem Seemann wurde einmal ein jüdischer Schlafbaas und Kleiderhändler — meist sind es deutsche Juden, die dieses unsaubre Gewerbe ausüben — als Kapitän vorgestellt, der Leute suche, aber daran scheiterte die Sache, denn soviel wußte der junge Seemann doch auch, daß es keine jüdischen Kapitäne giebt. Und was hat solches Ablaufen auf sich? Für den Kapitän, die Rhederei ist es oft ein großer Verlust. Manchmal läuft nicht einer allein, sondern zwei oder drei zusammen ab, meistens kurze Zeit vor dem Ausgehen des Schiffes; dann gehen mit dem Anmustern neuer Leute oft Tage verloren; das ist zugleich ein bedeutender Geldverlust; oder das Schiff geht aus ohne die volle Bemannung — da aber auf jeden Mann gerechnet ist, kann das leicht verhängnisvoll werden. Manchmal werden auch unsre Heime durch solches Ablaufen empfindlich betroffen. Ein Seemann hat in unserm Heim logirt, länger als sein Geld reichte, da er kein Schiff finden konnte; der Hausvater wollte ihn doch nun nicht ausweisen, ja er hat ihm noch zum Schluß seine schadhafte Ausrüstung vervollständigt, so ist eine hohe Schuld aufgelaufen, doch wird diese vollständig gedeckt durch die advance-(Vorschuß)-Note (gewöhnlich der Lohn für einen oder zwei Monate), die der Seemann beim Anmustern erhält. Da aber die Note erst zwei Tage nach Ausgang des Schiffes in Bar von der Rhederei ausbezahlt wird, so ist das Heim um eine oft recht bedeutende Summe betrogen, wenn der Seemann im letzten Augenblick noch abläuft. Und wie ergeht es nun dem Deserteur selbst? All seine Ausrüstung und seine Kleidungsstücke hat er an Bord gelassen bei seiner heimlichen Flucht; ist er schon längere Zeit auf demselben Schiff gefahren und hat da Geld zu bekommen, so bleibt dieses in den Händen des Kapitäns, ebenso wie alle seine wichtigen Zeugnisse und Papiere. (Der Kapitän hat dies alles dann auf dem zustehenden deutschen Seeamt zu deponiren.) Er ist völlig dem Schlafbaas überliefert, da er sich ohne dessen Hilfe, ohne Papiere und Ausrüstung, kein Schiff besorgen kann. Die Rückkehr ins Vaterland ist ihm freilich nicht abgeschnitten, aber da sie mit einer Strafe verbunden wäre, so scheut er sie. Ist er militärpflichtig — und sehr viele laufen dann gerade fort als militärflüchtige —, so wird er sicher nicht sobald zurückkehren; sehr viele sind für das Vaterland verloren. Der Schlafbaas behält nun den Seemann, der ja völlig in seinen Händen ist, einige Zeit bei sich, sodaß er doch wenigstens einigermaßen ein Recht hat, eine hohe Rechnung aufzusetzen, dann verheuert er ihn, natürlich nicht unentgeltlich, auf das erste beste Schiff. Kleidungsstücke und Ausrüstung, z. B. Oelzeug, muß der Seemann natürlich von ihm beziehen. Bar Geld bekommt der Schlafbaas freilich nicht gleich dafür, aber der Seemann überträgt ihm seine Vorschußnote und eine Halbheuernote, sodaß der Wirt von der Rhederei zuerst das volle Gehalt für einen oder zwei Monate und dann am Ende der folgenden Monate je das halbe Gehalt des Seemanns erhält, solange bis die Rechnung bezahlt ist. So arbeitet der Seemann jetzt zwei Monate für nichts, die nächsten für halben Lohn, hat keine Papiere und nur schlechtes Zeug, oft handelt er dann nach dem wenig nobeln Grundsatz: Wie du mir, so ich dir, und läuft im

nächsten Hafenplatz wieder ab und betrügt nun seinerseits den Schlafbaas um sein Geld, denn natürlich zahlt nun die Rhederei nicht weiter an ihn aus: es ist das ein ganzes Betrugssystem, jedenfalls ein sittlicher Notstand schlimmster Art.

Ist der Schlafbaas so auch einmal betrogen worden, so muß ihn ein andrer Seemann entschädigen, vielleicht einer, der mit vollem Geldbeutel nach langer Fahrt abgemustert ist; kann er den bewegen, bei ihm zu logiren, so hat er einen besonders guten Fang gemacht. Sehr oft gilt von denen das Wort: Er brachte sein Gut um mit Prassen. „Einem deutschen Matrosen wurden auf dem Konsulat in Liverpool 80 Pfund Sterling (1600 Mark) bar ausgezahlt. Nach drei Tagen berichtete der Kapitän, daß derselbe Matrose sich wieder habe anmustern lassen, weil er keinen Pfennig mehr besaß; ein andrer Matrose erhielt auf demselben Konsulat 35 Pfund Sterling (700 Mark) ausbezahlt, den zweiten Tag darauf war alles fort.“*) Sind solche Fälle wahnsinniger Verschwendung freilich auch Ausnahmen — es gelangen natürlich die schlimmsten Fälle am ehesten zu öffentlicher Kenntnis, — und giebt es auch im Gegensatz dazu manchen recht sparsamen Seemann, so muß man doch sagen, im allgemeinen ist der Seemann entsetzlich leichtsinnig, betrachtet sein sauer verdientes Geld nur als Mittel, sich einige lustige Tage zu machen, und läßt sich eben zu leicht von schlechten Leuten verführen. Und weiter, es handelt sich bei solchen Verschwendungen doch eben nicht bloß darum, daß das Geld ausgegeben und nicht mehr da ist: was liegt alles dahinter! Welche Vergiftung an Leib und Seele, welche Not daheim im Vaterland, wo die Familie sehnsüchtig auf den Erwerb des Vaters oder alte Eltern auf die notwendige Unterstützung des Sohnes warten! Welch ein Verlust fürs Vaterland jene 3000 Deserteure — „ein kriegsstarkes Regiment,“ wie Marinepfarrer Heims sagt.**)

Der Notstand ist groß; in manchen Punkten ein allgemeiner, den ganzen Stand betreffend (Heimatlosigkeit, Entbehrung der Kirche und ihrer Gnadenmittel), in andern den größten Teil in Gefahr bringend, zum Teil direkt mit der Ausübung des Berufs zusammenhängend und somit unverschuldet, zum Teil indirekt durch ihn herbeigeführt. Wir wollen nicht in ungerechter Weise verallgemeinern. Was wir gesagt haben über den Notstand, soll nicht dazu dienen, einem ganzen im Dienst und zum Segen des Vaterlandes notwendigen, an und für sich ehrenhaften Berufsstand einen Vorwurf zu machen — wir betonen, daß wir auf unsern Schiffen, Gott sei Dank, doch noch oft recht brave, biedere Leute finden, „deutsche Jungens,“ bei deren Anblick einem das Herz im Leibe lacht, weil man bei ihnen noch die Tugenden findet, die einen deutschen Jüngling zieren; wir finden immer noch Männer, die Selbstzucht an sich üben (ein Steuermann nahm sich auf die Reise bloß sein schlechtes Arbeitszeug mit, um sich selbst die Möglichkeit abzuschneiden, an Land zu gehen), Männer und Jünglinge, denen das Wort Gottes und die Liebe zu den Ihrigen ein starker Schutz ist in den vielerlei Gefahren: was wir gesagt, soll eher eine Ehrenrettung sein, soll zeigen, „wie schwer es dem Seemann gemacht wird, ein Christ und ein anständiger Mensch zu bleiben,“ soll zeigen, wie notwendig den Gefährdeten die bewahrende und rettende Hand der Seemannsmission ist, die da eintritt, wo Kirche, Familie und Vaterland ihre Pflicht nicht thun können.

Newcastle on Tyne H F

Bücher und Schriften

(Cinquantenaire des Diaconesses) ist der Titel der zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Pariser Diakonissenhauses erschienenen Festschrift. (Paris, Fischbacher. 2,50 Fr.) Sie enthält alle bei Gelegenheit des Festes, das in den Tagen vom 8. bis 10. Mai d. J. stattfand, vorgetragnen Berichte und Ansprachen und giebt, obwohl nur eine anspruchslose Broschüre von 167 Seiten, ein lebendiges Bild von der Entwicklung des Pariser Diakonissenhauses und damit der Diakonissensache in Frankreich. Nicht bloß interessant und belehrend, sondern im edelsten Sinne erbaulich ist die von dem Anstaltsgeistlichen Monod verfaßte Geschichte der Anstalt. Fünf Jahre nach der Fliednerschen Stiftung, aber unabhängig von ihr, ist sie von dem reformirten Pfarrer Vermeil, der schon vorher in Bordeaux einen Verein protestantischer Damen gegründet hatte, ins Leben gerufen worden. In einem Briefe an eine seiner frühern Helferinnen entwickelt er zuerst den Gedanken einer fest organisirten weiblichen Liebesthätigkeit; und wunderbarerweise kommt ihm die Adressatin, Fräulein Malvesin, auf halbem Wege entgegen: ein Brief von ihr, der den gleichen Gedanken ausspricht, kreuzt sich mit dem seinen, und noch in demselben Jahre, 6. November 1841, wird Fräulein Malvesin in einem kleinen, von den Ersparnissen des Pfarrers gekauften Hause an der Grenze von Paris als erste Diakonissin installirt. Auch hier beginnt, wie in Kaiserswerth, die erste barmherzige Schwester ihre Thätigkeit mit der Wiederaufrichtung einer reuigen Gefallnen. Bald wächst die Zahl der Diakonissinnen und mehren sich die Zweige ihrer Arbeit: schon vier Jahre nach der Gründung muß ein größeres Grundstück gekauft und müssen neue Gebäude errichtet werden. Zu der Arbeit an Gefallnen und entlaßnen weiblichen Gefangnen kommt die Einrichtung von Kleinkinderschulen, die Erbauung eines Krankenhauses für Frauen neben der Anstalt, die eines solchen für Männer in Neuilly bei Paris, vor allem aber eine immer weiter ausgebreitete, schließlich im Anschluß an die Parochien der Stadt organisirte Gemeindediakonie; auch zur Leitung von Anstalten kirchlicher Liebesthätigkeit außerhalb Paris werden Schwestern ausgesendet. Weder die Unruhen von 1848 noch die Schrecken des Kriegs und der Kommune 1870—1871 halten das Werk auf. Geleitet zuerst von dem reformirten Pfarrer Vermeil, dann 1860—1872 von dem lutherischen Pastor Vallette, seit 1872 von dem reformirten Pastor Dhombres, entwickelt sich das protestantische Krankenhaus im Faubourg St. Antoine in stetigem Fortschritt und wird ein Quell leiblichen und geistlichen Segens für die von Elend und Unzufriedenheit durchwühlte Bevölkerung der Vorstadt und für die Gemeinden beider evangelischen Konfessionen in Paris und ganz Frankreich. Da neben den reformirten Schwestern auch die der Augsburgischen Konfession angehörigen hier ausgebildet werden und in der Leitung der Anstalt beide Bekenntnisse vertreten sind, ist das Pariser Diakonissenhaus zugleich ein schönes Denkmal konfessioneller Eintracht. — Leider muß auch dieser Diakonissenhausbericht schließen mit dem Rufe nach neuen Arbeiterinnen im Weinberge des Herrn, da die sechzig Schwestern der Anstalt bei weitem nicht allen Anforderungen genügen können.

Trefflich illustrirt und wertvoll ergänzt wird dieser geschichtliche Abriß durch vier Abbildungen früherer und jetziger Anstaltsgebäude, durch mehrere statistische Tabellen, vor allem aber durch die Biographien und Porträts der Pfarrer Vermeil und Vallette, sowie der Diakonissin Malvesin.

Den Schluß des Ganzen bildet die Festpredigt des Pastors Dhombres über Röm. 16, 1. Mit prophetischer Kraft und reformatorischem Ernste schildert der seit Jahren schon erblindete greise Prediger den Beruf der Frau und insbesondre den der Diakonissin; das Cherchez la femme auf die in allen Großthaten der Liebe zu findenden Spuren weiblicher Treue und Aufopferung deutend, straft den mit dem Scheine einer großmütigen Philanthropie sich schmückenden oberflächlichen Geist der Zeit, der daran schuld ist, daß so wenige zu dem Entschlusse, dem Herrn ernst zu dienen, die Kraft finden, und übergiebt schließlich der als Phöbe (der Ueberbringerin des Römerbriefes) personifizirten Gemeinschaft der Diakonissinnen aufs neue den Brief des Apostels: „Erfülle, Phöbe, deinen Auftrag heute wie im ersten Jahrhundert, entfalte deinen köstlichen Brief, den Brief des Paulus an die Römer, und trage ihn, noch glühend von der Liebe des Apostels, hin zu dem Volke, das an Unglauben und Unmoralität zu Grunde geht!“

Möchten auch manchem einsamen deutschen Frauenherzen die Worte zu einem freudigen Entschlusse verhelfen, die dem Buche als Motto vorangestellt sind: Lève-toi et travaille, et l'Éternel sera avec toi!

Kr

(Die evangelische Volks-Schülerbibliothek) Ein Musterverzeichnis von Jugend- und Volksschriften. Berlin, 1892. Mitscher u. Röstell.

In unsrer Zeit, wo unserm Volke, den Jungen wie den Alten, vielfach ein wahrer Wust ungesunder, das innere Gemütsleben zersetzender oder doch mindestens charakterloser Lektüre in die Hände gespielt wird, darf das Unternehmen schon aus diesem Grunde einer rechtzeitigen Beachtung empfohlen werden. Wie viel mehr, wenn es sich herausstellt, daß die hier gegebne Auswahl auf Grundsätzen zu beruhen scheint, die einen freien und umfassenden Geist evangelischer Lebensauffassung atmen! Ist es auch in erster Linie auf Bildung von Jugend-, insbesondre evangelischen Volksschülerbibliotheken abgesehn, so kann die Zusammenstellung doch auch in umfassenderm Sinne denen, die um Beschaffung guter und gesunder evangelischer Lektüre auch für die Erwachsenen unsers „Volks“ aus Berufspflicht oder freiem Willen bemüht sind, die Richtlinien weisen. Ich denke hierbei an die ins Auge zu fassende Einrichtung von Fabrikbibliotheken, die, freilich unter Berücksichtigung der jeweiligen besondern Umstände, den Versuch lohnen müßte, sowie an die zweckmäßige Verteilung derartiger Schriften in Kasernen und Militärbildungsanstalten, wo die Leute vielfach gern bereit sind, ihre dienstfreie Zeit einer gesunden Lektüre zu widmen. Schriften rein religiösen Inhalts, um deren Verbreitung man sich bereits bemüht, reichen hier vielfach nicht aus.

In verschiednen Spalten wird in dem Katalog außer Titel, Preis und laufender Nummer links die für zweckmäßig erachtete Altersstufe und werden rechts bewährte fachmännische Urteile, meist von Lehrervereinen, angeführt, die sich auf Inhalt, sowie auf den erziehlichen und auch religiösen Wert des betreffenden Büchleins erstrecken, ohne sämt-

*) Bericht des Pastors Harms in Sunderland 1884.

**) In den Jahren 1880—1887 zusammen 30966. Vgl. Fliegende Blätter 1890.

lich in empfehlendem Tone gehalten zu sein, und denen man die sorgfältige und vorsichtige Auswahl anmerkt.

Der Katalog, dem übrigens ein Anerkennungsschreiben des preußischen Unterrichtsministeriums vorgedruckt ist, zerfällt in mehrere Abschnitte, von denen die beiden ersten (1. geschichtliche Erzählungen und Lebensbilder, 2. Erzählungen) besondres Interesse verdienen.

Zur Erleichterung hat die genannte Buchhandlung die Vertreibung einer „Musterbibliothek in Grundstöcken" ermöglicht. Hoffentlich ist sie dadurch auch bald in den Stand gesetzt, einzelne Schriften billiger als bisher zu beschaffen. E H

Quittung

Für die Diaspora in Westpreußen 3 Mk. von F W L, Elberfeld.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Wir bitten um rechtzeitige Neubestellung für das kommende Quartal. Auch um Gewinnung neuer Freunde. Nr. 40 wird als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt werden; auch ältere Nummern, sowie das erste und zweite Quartal dieses Jahrgangs stehen zum gleichen Zweck zur Verfügung. Es sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern, je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Wiederholt empfehlen wir auch die

Chronik der Christlichen Welt

der Beachtung und Fürsorge unsrer Freunde. Die Zahl ihrer Besteller hat ja im laufenden Quartal zugenommen (1268). Aber je größere Teilnahme wir finden, desto mehr können wir leisten. Die Haltegebühr beträgt vierteljährlich nur Eine Mark. Postnummer ist 1367. Selbstverständlich versendet die Verlagshandlung auch davon Probenummern in beliebiger Anzahl unentgeltlich an jede Adresse.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 39 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Der Herr unser Gott hat unsern lieben Vater, den Pastor

Franz Chappuzeau

in Düshorn, heute im 77. Lebensjahre durch einen sanften Tod abgerufen.

Die Kider des Heimgegangnen:
Ernst Chappuzeau, Arzt in Hittfeld, und Frau. **Hermann Oeltzen**, Amtsgerichtsrat in Osten, und Frau, geb. Chappuzeau. **Adolf Chappuzeau**, Pastor in Hainholz, und Frau. **Paul Meyer**, Pastor in Stöcken, und Frau, geb. Chappuzeau. Acht Großkinder.

Dankesgroschen seltner Art

Aus Frankfurt a. M. wurden mir Mk. 47,54 als Dankesgroschen für Klein-Bethel überreicht; diese Gabe hat eine ganz originelle Geschichte. In einem Badeorte Deutschlands hatte sich eine größere Anzahl Männer vereinigt, welche sich — „Der Vorstand der Aktien-Gesellschaft zur Herstellung billiger Fußschemel" — nannten. Die Herren hatten nämlich eine Anzahl kleiner Fußschemel angeschafft und im Kurgarten an den Sitzplätzen hingestellt. An jedem Fußschemel aber war eine Pappschachtel gebunden, die fest verschlossen war, nur oben im Deckel eine Oeffnung zeigte wie bei den Sparbüchsen. Die Schachteln trugen folgende Aufschrift:

„Wer diese Fußschemel benutzen will, ist höflichst gebeten, fünf Pfennige in diese Schachtel einlegen zu wollen.
Der Vorstand der Aktien-Gesellschaft zur Herstellung billiger Fußschemel."
Folgt eine Reihe bekannter Namen.

Auf der Rückseite der Schachtel war die Bitte um Dankesgroschen für Klein-Bethel aufgeklebt.

Wir dürfen nun auch allen lieben Freunden unserer Anstalten die fröhliche Mitteilung machen, daß die erbetenen 400 000 Dankesgroschen für Klein-Bethel bereits eingegangen sind und auch dieser Becher reicher Liebe schon lustig überfließt. Aber es darf niemand sorgen, daß ein Tröpflein umkomme. In der Nähe unsrer lieben Zionskirche, im schattigen Zionswalde, ist bei Gelegenheit der Jahresfeier des westfälischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung der Grundstein zu einem neuen Diaspora-Waisenhause gelegt worden, da der bisherige Raum nicht mehr genügte. 530 Kinder sind bis heute aus der Diaspora aufgenommen und dem Untergange entrissen worden. Die überfließenden Dankesgroschen möchten wir diesem neuen Hause, welches etwa 50 000 Mk. Baukosten von uns fordern wird, zuwenden.

Bethel b. Bielefeld, den 23. August 1892.

F. v. Bodelschwingh, Pastor. M. Siebold, Pastor.

Soeben beginnt zu erscheinen

die zweite, neubearbeitete Auflage des

Handwörterbuch des biblischen Altertums

Unter Mitwirkung von **Dr. G. Baur, Dr. Beyschlag, Dr. Fr. Delitzsch, Dr. Ebers, Dr. Hertzberg, Dr. Kamphausen, Dr. Kautzsch, Dr. Kleinert, Dr. Mühlau, Dr. Schlottmann, Dr. Schrader, Dr. Schürer u. a.** herausgegeben von Professor **Riehm.**

Zweite Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Baethgen

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen

☛ Probelieferungen, sowie illustrirte Prospekte sind durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen.

Die Verlagshandlung:
Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Täglich Brot

Ein Vergißmeinnicht in Bibelsprüchen und Liederversen.

Nebst einem Anhang für die Fasten- und Osterzeit.

Einfache Ausgabe	**Feine Ausgabe**
in Ganzleinwandband.	mit Papier durchschossen
160 Seiten 50 Pf.	in sehr eleg. Einbande mit Goldschnitt.
☛ 10 Exemplare 4 Mark. ☚	☛ 320 Seiten 1 Mark. ☚
☛ 100 Exemplare 35 Mark. ☚	☛ 10 Exemplare 8 Mark. ☚

„Das ist eine allerliebste Gabe für junge und alte Christen, ein kleines Vademecum aus Gottes Wort und dem Schatz unserer Kirche. Wir freuen uns, dasselbe neben allen bisher bestehenden Vergißmeinnichten wegen seiner vortrefflichen Auswahl und seiner würdigen feinen Ausstattung aufs wärmste empfehlen zu können.

Demnächst erscheinen:

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Zweite Reihe

Heft 6: **Die Religion der Sozialdemokratie**
von
Dr. Th. Arndt

Heft 7: **Frauenberuf.** Einleitung zur Frauenfrage
von
Prof. **Joh. Weiß**

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Heimstätte f. Waisen, Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18.

Eine Pfarrfrau wünscht Kinder von 2 bis 3 Jahren in ihr Haus aufzunehmen. Beste Referenzen. Off. unter **C. Erlangen** postlagernd.

Wohnung

Das geräumige, neu vorgerichtete Parterre (4 Zimmer, 1 Kammer nebst Zubehör) einer von Wald umgebenen Villa in **Kleinzschachwitz** bei **Niedersedlitz** a. d. Elbe (gegenüber Pillnitz, Bahnstation, Dampfschiffverbindung) ist nebst Garten für 450 Mk. jährlich **sofort zu vermiethen.**

Frau Marie Weber-Giesecke,
Kleinzschachwitz.

Meine Verlobung mit Fräulein **Alwine,** Tochter des Herrn Kaufmann **Robert Gräffner** in Braunschweig, beehre ich mich anzuzeigen.

Behringersdorf, 14. Sept. 1892.
(bei Nürnberg.)
Pfarrer **Kreutzer.**

Cand. min., 1 Jahr Vikar gewesen, sucht Stellung. Off. erbittet Pastor **Block, Naumburg** a. S

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast",** hrsg. von **D. Sachsse,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fko. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage von J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung in Berlin